Die Klatschrosenwiese

oder:

Der verborgene Schatz.

Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Der kleine Jonas macht wieder dumme Streiche.

Der vierzehnte des Monats fiel auf einen Samstag, zur großen Freude Virginiens, weil der fünfzehnte natürlich ein Sonntag sein mußte; dann ging sie nicht in die Arbeit und war zu Hause, wenn ihre Tante Besuch bekam. — Wir können leicht errathen, was für einen Besuch sie erwartete.

Aber der Samstag wurde von der Makkabäerfamilie wie ein Sonntag gefeiert; der Familienvater, der an diesem Tage keine Geschäfte machte, war zu Hause und examinirte seine Kinder, die eben kein Vergnügen an diesen Wochenprüfungen fanden; wenn sie indeß gut gelernt und gut geantwortet hatten, so wurden sie durch irgend eine leckere Zugabe zum Frühstück belohnt.

Herr Makkabäus sitzt in seinem mit Juchtenleder überzogenen Armsessel, er hat seine griechische Kappe auf dem Kopfe, und vor ihm stehen seine beiden ältesten Söhne Ezechiel und Jonas; die beiden andern sind noch zu jung zum Lernen, und die beiden Mädchen stehen unter der besonderen Leitung ihrer Mutter.

Herr Makkabäus redet seinen ältesten Sohn an, der die bunten Glasstückchen in einem kleinen Kaleidoskop mit

großer Aufmerksamkeit betrachtet; sein etwas entfernter stehender Bruder Jonas schneidet an einem Korkstöpsel und wirft von Zeit zu Zeit neidische Blicke auf das Kaleidoskop.

»Ezechiel, komm her und antworte. Laß hören, was Du aus der Mythologie gelernt hast.«

»Ja, Papa.«

»Du weißt doch, was die Mythologie ist?«

»Ja, Papa, es ist die Geschichte der Götter und Göttinnen des Alterthums, die nie existirt haben.«

»Wie! hat man Dir gesagt, daß sie nie existirt haben?«

»Ja, Papa, es sind Erdichtungen.«

»Wenn's Erdichtungen sind, so begreife ich nicht, warum man Dir den Kopf damit vollpfropft; es wäre mir lieber, wenn Du rechnen lerntest. Lege doch dein Spielzeug weg . . .«

»Papa, ich habe große Mühe gehabt, mein Kaleidoskop zu reinigen, weil mein Bruder Schweinereien hinein gethan hatte . . .«

»Das ist nicht wahr, Lügner! Ich habe es gar nicht angerührt, ich kümmere mich nicht um deinen Tand.«

»O, er möchte mir's immer wegnehmen. Diesen Morgen, während ich schlief, holte er's aus dem Versteck hervor und that Asche hinein.«

»Das ist nicht wahr! Wie kannst Du es denn wissen, wenn Du geschlafen hast?«

»Ich habe Dich mit dem linken Auge belauert.«

»Hörst Du wohl, Papa; er behauptet, daß er nur mit einem Auge schlafe!«

»Still, ihr Schlingel! Die beiden Rangen zanken sich immer ... sie sind schlimmer als Kain und Abel. — Laß hören, Ezechiel, was Du aus der Mythologie gelernt hast.«

»Ich weiß die Geschichte der Venus ...«

»So! ... Venus, ich weiß sie nicht mehr. Erzähle die Geschichte.«

»Venus war eine prächtige Frau, eben so reizend als schön, welche von allen Leuten geliebt wurde ...«

»Ei, der tausend!«

»Man hatte ihr einen Schlosser ... nein, einen Schmied aus dem Himmel zum Manne gegeben. Er hieß Vulcan und war lahm und häßlich, sie liebte ihn nicht...«

»Wenn er lahm und häßlich war, so entschuldige ich es.«

»Sie nahm sich einen Geliebten, einen schönen Kriegsmann, den Gott Mars ...«

»Mars ... aha! der so gutes Bier braut?«

»Nein, Papa, er war der Sohn der Juno. — Venus aber gebar einen Knaben, der so hübsch war, daß er den Namen Amor erhielt ...«

»Sapperlot! Das ist verfänglich ...«

»Vulcan machte nun, um sich zu rächen, ein großes Netz, als ob er Aale fangen wollte, und warf es auf die beiden Liebenden ...«

»Genug! die Geschichte ist zu lehrreich für Kinder.«

»Es ist noch nicht aus, Papa. Venus hat noch viele andere Liebhaber gehabt ...«

»Genug! ich will die Geschichte nicht weiter hören.«

»Und Juno auch und Flora und Thetis ...«

»Ei! Die Göttinnen der Mythologie waren sehr zweideutige Personen. Ich weiß nicht, warum die Kinder solche Dinge lernen.«

»Papa, man muß das wissen, um die Statuen zu verstehen.«

»Was kümmern mich die Statuen! Es ist mir lieber, wenn Du mir eine Statue nicht erklären kannst und alle die leichtfertigen Streiche der Göttinnen nicht weißt.«

»Papa, es ist nicht meine Schuld; ich lerne, was man mir sagt. — Da ist auch Mercur, der Flügel an Schultern und Fersen hat; er ist der Gott der Diebe ...«

»Wenn er so viele Flügel hat, so muß er wohl leicht überall hinkommen können; aber ich begreife nicht, daß man den Dieben, die nur vom Teufel beschützt werden sollten, einen Gott gegeben hat. Das sind Dummheiten Du sollst die Mythologie nicht mehr lernen, Du sollst dafür rechnen. Weißt Du, wie viel neunmal dreizehn ist?«

»Nein, Papa.«

»Das zu wissen wäre Dir nützlicher, als die Geschichte der Frau Venus. — Nun, Du, hast gut gelernt, Du sollst zum Frühstück Honig aufs Butterbrot haben.«

»Ich danke, Papa!«

Ezechiel hüpft vergnügt davon, schlägt seinem Bruder ein Schnippchen und sagt frohlockend:

»Ich bekomme zum Frühstück Honig aufs Butterbrot!«

»Streiche Dir ihn in die Haare!« antwortet Jonas, die Zunge ausstreckend. — Aber jetzt kommt die Reihe an ihn, Rechenschaft von seinem Fleiß zu geben. Sein

Vater ruft ihn und er tritt, immer an seinem Korkstöpsel schneidend, vor.

»Laß hören, Jonas, was hast Du gelernt?«

»Ich habe Fabeln von Lafontaine mit Nutzanwendung gelernt.«

»Fabeln mit Nutzanwendung? das ist gut. — Aber was machst Du denn mit dem Kork?«

»Papa, ich zerschneide ihn.«

»Warum denn?«

»Um einen Kautschukball daraus zu machen.«

»So! Du machst Kautschuk aus Korkholz! Das ist ja nicht möglich. — Sage mir eine Fabel her . . . und sprich gut aus.«

Jonas kratzt sich den Kopf und sucht in seinem Gedächtnisse. Unterdessen kommt Ezechiel mit seinem Honigbutterbrot, das er seinem Bruder frohlockend zeigt. Jonas wirft dem Glücklichen Korkschnitzel in's Gesicht.

»Nun, laß hören, Jonas,« sagt Herr Makkabäus.

Der Junge thut den Mund auf, ohne ein Wort hervorzubringen; dafür hört man den Papagei schreien:

»Präsentirt — prrrrräsentirt das Gewehrrrrr!«

Die Kinder fangen an zu lachen und Herr Makkabäus sagt:

»Der Papagei weiß seine Lection besser als Du!«

»Das glaube ich wohl, er sagt immer eine und dieselbe Lection auf; er hat nicht mehr gelernt.«

»Jonas, wirst Du bald aufhören, deinen Bruder mit Kork zu bewerfen?«

»Warum hält er mir sein Honigbutterbrot unter die Näse? Er soll mich in Ruhe lassen.«

»Sapperment! Ihr bekommt alle Beide Ohrfeigen, wenn das so fortgeht! — Jetzt die Fabel!«

»Höre nur, Papa.«

»Maître corbeau sur un arbre perché —«

»Berché!« verbesserte Herr Makkabäus.

»Perché!«

»Berché! sage ich Dir. Du sprichst das Französische nicht gut aus. — Weiter.«

Jonas kratzt sich den Kapf und fährt fort:

»Se trouva fort dépourvu,«

»Quand la bise fut venue —«

»La pisse!« unterbricht Herr Makkabäus.

»La bise.«

»La pisse! — Sapperlot! Dein Lehrer lehrt eine schlechte französische Aussprache.«

»Papa, Du sprichst schlecht aus.«

»Wie, ich, das ist zu arg! Du wagst mir das in's Gesicht zu sagen?«

»Ich sage es, weil mir's mein Lehrer oft gesagt hat; er nennt Dich einen alten deutschen Esel.«

Herr Makkabäus springt auf, gibt seinem Söhnlein eine Maulschelle und wirft ihn zur Thür hinaus.

»Trockenes Brot und sonst nichts bekommt er!« ruft er in die Küche hinein. »So, einen Esel nennt mich dein Lehrer? Das soll ihm nicht so hingehen.«

Der kleine Jonas ist auf dem Hausgange, wo ihm die Köchin ein Stück Brot gibt.

»Hier, Du Schlingel, das ist gut genug für Dich: Aber komm nicht in meine Küche, ich werfe Dich hinaus.«

Der kleine Jonas bleibt eine Weile auf dem Gange

des dritten Stockes. Er schaut hinauf und hinunter, dann betrachtet er sein Stück Brot, das er nicht trocken essen mag. Der Herr im vierten Stocke spielt die Clarinette, der Papagei schreit unaufhörlich: »Präsentirt das Gewehr!« Jonas, dadurch gereizt, wirft seinen Korkstöpsel auf den Papagei und sein Federmesser in das Fenster des Tonkünstlers. Nach diesem Schabernack geht er in den Hof hinunter.

Die Metzgerbursche arbeiten eifrig, das Wurstmachen ist in vollem Gange. Jonas bleibt vor dem offenen Fenster des Laboratoriums stehen und sieht der Arbeit zu.

»Ihr macht Würste?« ruft er nach einer kleinen Weile den Metzgerburschen zu.

»Ja wohl, kleiner Knirps ...«

»Ich heiße nicht Knirps, sondern Jonas.«

»Das ist egal. Dann bist Du der Knirps Jonas.«

»Warum soll ich denn ein Knirps sein?«

»Weil es unsere Meinung ist.«

»Soll ich Euch beim Wurstmachen helfen?«

»Nein, Bürschchen, wir brauchen keinen Gehilfen ... und wenn wir einen brauchten, würden wir Dich nicht nehmen.«

»Warum nicht?«

»Weil Du zu oft mit den Fingern in den Haaren wühlst; es würden dann Haare in das Wurstfleisch kommen, und die Kunden würden es wohl nicht nach ihrem Geschmacke finden.«

»O, Ihr wühlt mit euren Fingern anderswo, wo es noch weniger rein ist. Ich habe Euch gesehen!«

»Sieh doch den Schlingel, der uns belauscht. Pack

Dich fort, Junge, wir wissen wohl, warum Du so oft um uns her schleichst; Du willst uns etwas schnipfen. Vorgestern griffst Du in eine Preßwurst, um ein Stück zu erwischen; wir haben die Spuren deiner Finger gesehen.«

»Das ist nicht wahr! ich hab's nicht gethan.«

»Nimm Dich in Acht, wenn wir Dich erwischen, so wird Dir's schlecht gehen.«

»Untersteht Euch nur, mich zu schlagen!«

»Wir werden uns nicht lange besinnen. — Pack Dich fort!«

»Ich gehe nicht fort, der Hof ist für alle Miethsleute. Mein Vater bezahlt und bewohnt den ganzen dritten Stock... Ihr habt hier nicht zu befehlen.«

»Der Knirps weiß zu antworten.«

Jonas treibt sich noch eine Weile im Hofe herum und merkt sich, wo die Metzgerbursche die fertigen Würste hinlegen. Einen Haufen Würste, der im offenen Fenster liegt, verschlingt er mit den Augen. Dann verläßt er plötzlich den Hof und stellt sich in den schmalen Gang, nahe an die Hausthür.

Dort beobachtet er die Wurstmacher. Bald sieht er, daß sie durch die Hofthür einen Theil der fertigen Eßwaaren in den Laden tragen. Diesen Augenblick benützt der kleine Jonas, und mit der Behendigkeit einer die Maus verfolgenden Katze stürzt er in den Hof, nimmt eine Wurst aus dem Fenster und eilt die Treppe hinauf, als ob er von einem Eber verfolgt würde.

Aber die Metzgerbursche, die ihm nicht trauten, sind nur sehr kurze Zeit im Laden geblieben, sie kommen wieder in die Werkstatt . . . und was sehen sie! mehrere Würste

liegen im Hofe auf der Erde, weil Jonas in der Eile nicht bemerkt hat, daß er sie herabgerissen. Während der eine Bursch die Würste aufnimmt, läuft der andere in die Hausflur, dann zur Treppe zurück und ruft seinem Cameraden zu:

»Der kleine Knirps hat es gethan. Fehlen welche, August?«

»Es fehlt eine!«

»Der Schlingel soll dafür büßen!«

Jonas, der Alles gehört hat, wird leichenblaß und eilt die Treppe hinauf. Er hofft die Wohnung zu erreichen; aber die Thür ist verschlossen, auch die Küchenthür ist von innen verriegelt. Er entschließt sich also, noch eine Treppe höher zu steigen, und da er das corpus delicti nicht bei sich behalten will, so wirft er seufzend die Wurst weg und kommt schnell wieder eine Treppe herunter, so daß er zugleich mit dem Metzgerburschen im dritten Stocke ankommt.

Der letztere faßt den kleinen Jonas beim Ohr und sagt zu ihm in keineswegs freundlichem Tone:

»Meine Wurst, kleiner Spitzbube! . . . Geschwind, meine Wurst!«

»Ich habe sie nicht, ich habe sie nicht genommen!«

»Du lügst, nur Du konntest sie nehmen. Auf der Stelle gib die Wurst her, oder ich drücke dein Ohr zu Brei!«

Er kneift das Ohr viel stärker. Jonas fängt an zu schreien, als ob ihm die Haut abgezogen würde. Alle Thüren thun sich auf. Die Makkabäerfamilie erscheint in der einen, die Köchin in der andern Thür.

Die Makkabäerin stürzt ganz erschrocken herbei und sagt zu dem Metzgerburschen:

»Warum thun Sie meinem Sohne weh? Mit welchem

Rechte kneifen Sie ihn ins Ohr? Was hat er gethan? Lassen Sie ihn los!«

»Madame, Ihr Sohn ist ein kleiner Spitzbube; er hat uns eine Wurst genommen, und er soll sie herausgeben.«

»Das ist nicht wahr!« erwiedert Jonas, immerfort weinend; »ich habe keine Wurst; man durchsuche mich, und es wird sich zeigen, daß ich keine habe.«

»Sie hören was der Kleine sagt! Er will sich durchsuchen lassen. Lassen Sie augenblicklich sein Ohr los, und wenn er die Wurst nicht hat, so haben Sie ihm Unrecht gethan und müssen ihn um Verzeihung bitten.«

»Das fehlte noch!« antwortet der Metzgerbursch, der das Ohr des kleinen Diebes endlich losläßt und ihn sorgfältig durchsucht und sogar Partien der Beinkleider, wo keine Taschen sind, in den Kreis seiner Forschung zieht.

Der kleine Ezechiel, der den Kopf zwischen den Beinen seines Vaters hindurchsteckt, sagt mit pfiffiger Miene:

»Wie kann man auch glauben, daß er sie bei sich behalten habe!«

»Nun, was sagen Sie jetzt?« sagt die Mama mit dem Ausdruck beleidigter Würde; »Sie haben nichts bei ihm gefunden; Sie sehen, daß Sie ihm Unrecht gethan . . .«

»Madame, ich habe freilich nichts bei ihm gefunden; aber die Wurst hat er gestohlen, das ist gewiß. Er war allein im Hofe, und es war in einer Minute geschehen, während wir im Laden waren.«

»Gibt's denn keine Hunde und Katzen im Hause?« entgegnet die Makkabäerin; »wir selbst haben eine Katze.«

»Ja, ja, die Katze hat's gethan!« ruft Jonas, diesen

Gedanken schnell aufgreifend; »ich sah unsern Kater Pataud die Treppe herauflaufen . . .«

»Pataud!« sagt die Köchin; »er ist in meiner Küche und schläft unter dem Bratofen; er liegt da schon den ganzen Morgen.«

Jonas macht der ihn Lügen strafenden Köchin ein Gesicht und erwiedert:

»Es gibt noch andere Katzen im Hause . . .«

»Ich kenne keine andere,« entgegnet der Metzgerbursch.

»Dann ist's die Nachbarkatze . . .«

»Die Katze bist Du!«

»Das ist nicht wahr. Der Mensch ist ein Lügner.«

Papa Makkabäus tritt mit würdevollem Anstande vor und sagt:

»Jetzt ist's genug. Jonas hat die Wurst nicht, Sie haben Unrecht gehabt, ihn beim Ohr zu ziehen. Lassen Sie uns in Ruhe und thun Sie dem Kleinen nichts wieder zu Leide.«

Während der Metzgerbursch zögernd und unwillig die Treppe hinuntergeht, hört man oben im vierten Stocke ein Gepolter, wie wenn Jemand fällt, und gleich darauf derbe Flüche, welche natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

»Mein Gott, was ist denn schon wieder geschehen?« sagt die Frau des Herrn Makkabäus.

Alle lauschen; man erkennt bald die Stimme des Clarinettisten, der seinem Aerger Luft macht.

»Es ist doch abscheulich, wie schmutzig dieses Haus gehalten wird! . . . Was ist mir denn unter die Füße ge-

kommen? Wird denn hier Unrath abgeladen? . . . Ha! eine Wurst . . . ich habe auf eine Wurst getreten. — Der Wurstmacher trägt also seine Waare hier herauf. — Eine schöne Geschichte! ich habe meine Clarinette zerbrochen . . . der Wurstmacher soll sie mir bezahlen, meine vortreffliche Clarinette! — Cré coquin! ein solches Instrument bekomme ich nicht für hundert Thaler.«

Während der Tonkünstler seinem Zorn freien Lauf läßt, ist der Metzgerbursch in den vierten Stock hinaufgestiegen; er nimmt das noch auf der Erde liegende corpus delicti auf und sagt:

»Da ist meine Wurst! Ich wußte wohl, daß sie hier sein müsse; aber sie ist nicht allein heraufgekommen.«

Der Tonkünstler faßt den Metzgerburschen beim Hemdärmel und sagt zu ihm:

»Ei, Sie tragen Ihre Würste hier herauf! . . . Sie sind Schuld, daß ich gefallen bin und meine Clarinette zerbrochen habe; Sie müssen mir sie bezahlen.«

»Was faseln Sie da! Glauben Sie denn, daß ich die Waare zu meinem Privatvergnügen vor Ihre Thür lege? Man hatte uns diese Wurst gestohlen, einer von den kleinen Makkabäern hat's gethan; und als er sich verfolgt sah, hat er die Wurst weggeworfen, damit man sie nicht bei ihm finde. Das ist leicht zu errathen.«

Der Bursch geht, die Wurst in der hohlen Hand tragend, in den dritten Stock hinunter, und der Tonkünstler folgt ihm mit den Trümmern seiner Clarinette. Der Erstere zeigt der Makkabäerin die Wurst und sagt frohlockend:

»Sehen Sie wohl, Madame, daß ich Recht hatte! Eine Katze würde wenigstens ein Stück davon gefressen

haben; die Wurst ist aber noch nicht angebissen, wenn auch zertreten.«

Der Tonkünstler zeigt dem Familienvater seine zerbrochene Clarinette.

»Ihr Sohn ist die Ursache dieses Unfalles,« sagt er. »Es war ein vorzügliches Instrument, Sie müssen mir ein anderes bezahlen.«

»Ich soll eine Clarinette bezahlen! Sie belieben zu scherzen . . . Sie hätten nicht fallen sollen.«

»Ich trat auf die Wurst und glitt aus; Ihr Sohn hat sie vor meine Thür gelegt.«

»Das sagt der Metzger; es ist aber nicht erwiesen.«

»Sie müssen mir meine Clarinette bezahlen.«

»Das werde ich nicht thun.«

»Ich gehe zum Commissär.«

»Gehen Sie zum Teufel!«

Die Makkabäer begeben sich wieder in ihre Wohnung, der Metzgerbursch geht in seine Werkstatt hinunter, der Tonkünstler entfernt sich mit seiner zerbrochenen Clarinette, der kleine Jonas ist längst verschwunden.

Zweites Capitel.

Der Hampelmann.

Zwei Stunden nach diesen Vorfällen kommt ein junger Mann in das endlich wieder ruhig gewordene Haus. Er ist sehr hübsch von Gesicht, groß und schlank von Wuchs; sein ganzes Wesen hat etwas Offenes, Aufrichti-

ges, das auf den ersten Anblick für ihn einnimmt. Seine Züge sind nicht regelmäßig, seine Augen nicht groß, aber lebhaft und geistvoll; der Mund hat einen etwas spöttischen Ausdruck, aber wenn er lacht, sieht man, daß das Herz mitlacht. Sein Haar ist braun und er trägt einen noch nicht sehr vollen, aber tiefschwarzen Schnurbart, der zu dem etwas kühnen Gesichtsausdruck sehr gut paßt.

Horace — denn wir schildern den Bruder Virginiens, trägt einen ziemlich anschließenden blauen Ueberrock, hellgraue Beinkleider, sehr hübsche Halbstiefel, die sich fest an seinen wohlgeformten Fuß schmiegen, und eine kleine Mütze nach Art der deutschen Studenten. Unter dem Arm trägt er einen Nachtsack.

»In diesem Hause muß meine Tante wohnen,« sagt Horace zu sich; »es ist die Nummer, welche sie mir angegeben hat. ... Heda! Hausmeister, Hausmeisterin! Cerberus! ... Es scheint kein Pförtner im Hause zu sein.«

Horace tritt in den Hof, um einen Hausmeister ausfindig zu machen und findet nur einen Metzgerburschen bei der Arbeit. Er geht auf ihn zu und redet ihn an:

»Sagen Sie mir gefälligst, wo sich der Hausmeister verkriecht.«

»Es ist keiner da.«

»So! Dann hätte ich lange suchen können. Können Sie mir sagen, in welchem Stocke Madame Rennecart wohnt?«

Der Metzgerbursch, der nie mit der Hausinspectorin zu thun hat, antwortet mürrisch:

»Mir nicht bekannt.«

»Wie! Sie kennen Madame Rennecart nicht? Sie wohnt aber doch in diesem Hause.«

»Was kümmert mich das? Ich schlafe nicht hier und habe mit den Hausleuten nichts zu schaffen.«

»Ja, richtig ... Sie haben nur mit Schweinen zu thun, man sieht es an Ihren freundlichen Antworten.«

»Was meint der Hasenfuß?«

»Der Hasenfuß meint, daß Sie ein Lümmel, ein grober Flegel sind ... und wenn Sie nicht ruhig sind, wird er Sie Höflichkeit lehren.«

Der Metzgerbursch hält es nicht für angemessen, das Gespräch länger fortzusetzen, weil der Blick des jungen Fremden den Entschluß, die Drohung auszuführen, sehr deutlich zu erkennen gibt.

Horace geht nun auf die Treppe zu.

»Ich werde überall anläuten,« denkt er; »am Ende werde ich die rechte Thür schon finden.«

Im ersten Stocke schellt er an der nächsten Thür. Es ist die Wohnung des Wurstmachers, dessen Ehehälfte eben heraufgekommen war, um ihre Toilette für den Laden zu machen. Sie öffnet die Thür in einem sehr mangelhaften Anzuge, der keineswegs erschrecklich, weil sie hübsch ist. Ihr ganzer Anzug besteht in Hemd und Corset, das sie eben zuschnürt. Als sie Horace bemerkt, schreit sie laut auf und sagt:

»Mein Gott! Ich dachte, es sei August!«

Dann schlägt sie hastig die Thür zu. Vergebens ruft ihr der junge Fremde nach:

»Madame, entschuldigen Sie. Sagen Sie mir gefälligst, in welchem Stocke Madame Rennecart wohnt.«

Er erhält keine Antwort, er muß weiter.

»Wenn ich August gewesen wäre,« sagt er zu sich, »würde ich wohl Gehör gefunden haben. — Diable! Der scheint eine sehr bevorzugte Stellung zu haben; vermuthlich würde er diese Dame vollends geschnürt haben. Ich wäre auch dazu erbötig gewesen, denn sie ist recht hübsch. — Nun, da nur August Gehör findet, so will ich weiter gehen.«

Horace klopft gegenüber an, aber es ist Niemand da. Er entschließt sich, noch eine Treppe zu ersteigen; er steht vor der Thür seiner Tante. Der Schlüssel war nicht in der Thür, weil es nicht Zinstag war und Madame Rennecart keinen Besuch erwartete. Uebrigens war die alte Dame überzeugt, daß sie die Thürglocke hören werde; aber sie täuschte sich, denn ihr Neffe schellt zu wiederholten Malen, und immer stärker. Sie hört nichts und Horace geht an die gegenüber befindliche Thür.

»Die Bewohner dieses Hauses scheinen viel spazieren zu gehen,« sagt er zu sich; »meine Tante muß indeß eine sitzende Lebensweise führen ... sie wohnt nicht da.«

Der Tante gegenüber wohnt der alte Commis, der nur Abends nach Hause kam, um schlafen zu gehen. Horace schellt also vergebens, er muß noch eine Treppe höher steigen. Er schellt an der Küche der Jungfer Noëmie, die aber auf den Markt gegangen ist. Er schellt an der andern Thür ... er hört viel Lärm in der Wohnung und denkt:

»Gott sei Dank! Hier wird man doch aufmachen.«

Die Makkabäerfamilie hielt erst eine ziemlich lange Berathung; sie fürchtete, es sei der Clarinettist mit dem

Polizeicommissär. Endlich entscheidet man sich für vorläufige Absperrung; Ezechiel allein soll die Thür aufmachen und erhält gemessenen Befehl, zu sagen, er sei ganz allein zu Hause, und sogleich die Thür wieder zu schließen.

Horace schellt noch einmal; endlich öffnet ein kleiner Knabe die Thür, und ohne dem Fremden Zeit zu lassen, seinen Wunsch auszusprechen, ruft er ihm zu: »Ich bin ganz allein, meine Eltern sind ausgegangen.«

Und er schlägt ihm die Thür vor der Nase zu.

»Ist der kleine Mensch toll?« sagt Horace, der draußen stehen bleibt. »Ein sonderbares Haus! Unten gibt man mir eine grobe Antwort; im ersten Stock will eine Dame in allereinfachster Toilette nur einen August einlassen; im zweiten Stocke erscheint Niemand; hier öffnet ein kleiner Junge, der mich gar nicht anhört. Nun, meine Tante wohnt wahrscheinlich im vierten Stocke, endlich muß ich sie doch finden. Ich glaube, daß ich nur höchstens noch zwei Treppen zu steigen habe.«

Im vierten Stocke schellt er zuerst vergebens bei dem Clarinettisten, dann an der andern Thür. Dort erscheint eine Dame und fragt ihn mit sanfter, aber sehr bewegter Stimme:

»Was wünschen Sie, mein Herr?«

Bei dem Anblick einer jungen hübschen Dame verneigt sich der Reisende sehr höflich und antwortet:

»Entschuldigen Sie, Madame, ich sehe, daß ich wieder an die unrechte Thür gekommen bin; ich suche meine Tante, die in diesem Hause wohnen muß, und ich kann sie nicht finden.«

»Wie heißt Ihre Tante?«

»Es ist wahr, ich hätte es Ihnen sogleich sagen sollen: Madame Rennecart.«

»Madame Rennecart ist ja die Hauptpartei; sie wohnt im zweiten Stock die Thür rechts.«

»Im zweiten Stock! Ich habe geschellt, einen Höllenlärm gemacht und Niemand ist erschienen.«

»Sie wissen wohl nicht, daß Ihre Tante taub ist?«

»Taub? Das Erste, was ich höre! Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen; sie hörte damals wohl etwas schwer, aber sie hörte doch.«

»Jetzt muß sie ihren Hörtrichter nehmen, um zu hören und zu verstehen.«

»Eine fatale Geschichte! Wie soll ich's anfangen, um Einlaß zu bekommen? Ich mag ihr immerhin zurufen: Tante, nehmen Sie Ihren Hörtrichter! . . . es wird nicht mehr nützen, als das Schellen. Meine Schwester würde es gewiß hören, wenn sie zu Hause wäre. Ich hoffe, daß meine Schwester nicht taub ist.«

»O nein, Ihr Fräulein Schwester ist sehr hübsch und hört sehr gut.«

»Sie kennen sie, Madame?«

»Ich habe das Vergnügen gehabt, sie zuweilen bei Madame Rennecart zu sehen; aber ich glaube, sie arbeitet in einem Magazin und kommt erst Abends nach Hause.«

»Da stehe ich wie Butter an der Sonne! . . . Madame, was soll ich thun? Haben Sie die Güte, mir einen Rath zu geben.«

Madame Huberty, die das Gespräch nicht in die Länge zu ziehen wünscht, macht eine Verbeugung und erwiedert:

»Ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen weiß, weitere Auskunft kann ich Ihnen nicht geben.«

Sie macht ihre Thür wieder zu, und Horace bleibt draußen stehen.

»Sie zieht sich zurück,« sagt er kleinlaut. »Es ist Schade, die kleine Dame ist famös hübsch. Die Frau im ersten Stock war anlockend ... schon wegen ihrer höchst einfachen Toilette; aber diese, die doch vollständig angekleidet ist, gefällt mir noch mehr: ihre Augen haben einen wunderbaren Reiz. Es ist mir, als hätte ich solche Augen noch nie gesehen. Und ihr ganzes Gesicht, Nase, Kinn, Mund, ist regelmäßig schön. ... Ich werde sie schon wiedersehen, sie wohnt ja hier.«

Horace betrachtet eine kleine Weile die Thür der Madame Huberty; dann fügt er hinzu:

»Doch um neue Bekanntschaften handelt sich's jetzt nicht, ich muß auf ein Mittel bedacht sein, zu meiner Tante zu kommen. Ich muß sie belagern wie eine Festung. Ich glaube, eine Kanone würde mir gute Dienste leisten, um den Eintritt zu erzwingen.«

Der junge Reisende geht wieder in den zweiten Stock hinunter, und während er auf ein Mittel sinnt, seine Anwesenheit kundzugeben, geht die Thür auf und Madame Rennecart erscheint mit einem Korbe am Arm, um Lebensmittel einzukaufen. Horace ist hocherfreut und eilt in ihre Arme. Er hat sie schon einige Male geküßt, ehe sie Zeit gehabt hat, ihn zu erkennen. Aber sie hat ihn an seinen stürmischen Geberden und Liebkosungen errathen.

»Ich wette,« sagt sie, »das ist der Tollkopf Horace der mir so unvermuthet in die Arme fällt.«

»Ja, Tante, ich bin's.«

»Komm doch herein. Hattest Du denn nicht geschellt?«

»Ja wohl, ich habe zehn Minuten die Glocke gezogen, als ob ich einen Festtag einläuten müßte.«

»Du hast noch nicht gefrühstückt?«

»Da geht's schon an. Die kleine Dame im vierten Stock hat die Wahrheit gesagt.«

Im zweiten Zimmer bemerkt Horace den kostbaren Hörtrichter auf der Commode; er reicht ihn seiner Tante und ersucht sie durch Geberden, sich des unentbehrlichen Instrumentes zu bedienen. Madame Rennecart setzt den Hörtrichter an und sagt:

»Man hat Dir wohl gesagt, daß ich etwas schwer höre?«

»Etwas schwer! . . . Liebe Tante, deine Ohren sind ja jetzt von Bronze . . . ich habe lange an deiner Thür geschellt, und Du hast es nicht gehört.«

»Nicht möglich! Sollte es so arg sein?«

»Ja, es ist die Wahrheit. Als Du herauskamst, war ich im Begriff, Zimmerleute zu holen, um deine Thür zu erbrechen.«

»Du Unhold! Immer schalkhaft, nicht wahr?«

»Ja wohl, Tante.«

»Laß Dich einmal recht anschauen, denn ich habe Dich seit drei Jahren nicht gesehen. — Ei! der Junge ist ja sehr hübsch . . .«

»Junge! Bedenke doch, Tante, daß ich bald zweiundzwanzig bin.«

»Man würde es nicht glauben, Du siehst noch so

knabenhaft aus. Der kleine Schnurbart ist indeß recht hübsch, er kleidet Dich gut ...«

»Nicht wahr, Tante, er gibt mir ein martialisches Aussehen. — Und wie geht's meiner Schwester, meiner kleinen Virginie?«

»Sie befindet sich wohl; sie ist auch sehr hübsch geworden.«

»Das wundert mich nicht, es liegt in der Familie.«

»Und fleißig, verständig ist sie; die Arbeit ist ihr eine Freude.«

»Das liegt nicht in der Familie. Ich ziehe die Unterhaltungen vor; indeß arbeite ich auch, wenn's sein muß.«

»Warum hast Du denn Rouen verlassen?«

»Weil ich mich dort langweilte. Nichts als Gerstenzucker, Tante. Und ich hatte Dich und meine Schwester zu lange nicht gesehen; das wollte mir nicht recht in den Sinn. Was hätte mir's auch genützt, länger dort zu bleiben? Ich war Buchhalter in einem großen Conditoreigeschäft; ich hatte achtzehnhundert Francs Besoldung, und ich würde es nie weiter gebracht haben, es war die höchste Besoldung, die das Haus zahlt. Sollte ich denn mein ganzes Leben auf achtzehnhundert Francs beschränkt bleiben? Eine schöne Zukunft! Könnte ich damit die Besitzung meines Vaters zurückkaufen?«

»Du denkst also immer noch daran?«

»Ja wohl, Tante. Und ich werde es erreichen; ein Sprichwort sagt: Was man ernstlich will, das kann man.«

»Sprichwörter lügen oft, mein Junge.«

»Ich will dieses zu Ehren bringen.«

»Und wahrscheinlich bist Du jetzt auf dem Trockenen?«

»Nein, Tante, darin irrst Du Dich. Da ich mir schon längst vorgenommen hatte, wieder nach Paris zu gehen, so habe ich sparsam gelebt und etwas auf die Seite gelegt. Ich weiß wohl, daß Du nicht reich bist, und ich wollte Dir nicht zur Last fallen. Ich habe mir fünfhundert Francs erspart: — fünfhundert Francs! Was sagst Du dazu, Tante?«

»Nun, ich muß gestehen, daß es recht schön von Dir ist. Dein Betragen hat sich gebessert . . .«

»Und hier bringe ich auch zwei schöne Stangen Gerstenzucker . . . eine für Dich und eine für meine Schwester. Ihr würdet mich gewiß fortjagen, wenn ich von Rouen ohne Gerstenzucker käme.«

»Es ist recht artig von Dir.«

»Jetzt will ich mir eine Wohnung suchen . . . eine Dachstube, es ist mir gleichgiltig. Denn meine Schwester wohnt bei Dir, und ein Junggesell muß frei sein wie der Vogel in der Luft.«

»Es würde für Dich auch kein Platz hier sein.«

»Sage mir doch, Tante, wäre hier im Hause nicht ein Zimmer zu vermiethen? Etwa oben im vierten Stocke wo die kleine Dame wohnt, oder auch noch höher. Die Dame ist wirklich hübsch; sie scheint allein zu wohnen. Ist sie verheiratet?«

»Woher weißt Du denn, daß hier im vierten Stocke eine hübsche Dame wohnt? Du kommst ja eben erst von Rouen.«

»Tante, ich kenne das Haus schon von oben bis unten, denn ich mußte überall schellen und klopfen, um Dich zu finden. Und ohne die Dame im vierten Stocke würde ich

Dich gar nicht gefunden haben, denn die Thürglocke klingt ja nicht bis zu deinen Ohren; wir müssen sogar auf Abhilfe bedacht sein. Die junge Dame im vierten Stock allein war höflich gegen mich; sie antwortete mir und sagte mir nun, in welchem Stocke Du wohnst und warum Du mich nicht eingelassen. Alle anderen Hausbewohner sind Esel, von dem Wurstmacher bis . . . nun in den fünften Stock bin ich nicht gekommen, ich weiß nicht, was dort zu finden ist. — Antworte doch, Tante: wohnt die junge Dame allein?«

»Ich möchte wissen, was Dich das kümmert . . . Du Schlingel!«

»Was mich das kümmert? Das will ich Dir sagen: ich bin in die Dame verliebt.«

»Verliebt! . . . Du hast ja kaum ein paar Minuten vor der Thür mit ihr gesprochen . . .«

»Ich habe mich in sie verliebt, nicht weil sie vor der Thür mit mir gesprochen, sondern weil sie Augen hat, die auf der Stelle mein Herz entzündeten . . .«

»Ich rathe Dir, Dich nicht für diese Dame zu begeistern; sie lebt sehr sittsam und eingezogen, empfängt gar keine Besuche, spricht mit Niemand. Du würdest vergebens seufzen, mein Junge.«

»Sie wohnt allein und empfängt keine Besuche! Desto besser, das freut mich unendlich. Ich habe die größte Hoffnung.«

»Horace, Du hast mehr zu thun, als solche Thorheiten zu treiben. Vor Allem suche Dir eine Wohnung.«

»Ist kein Zimmer im Hause zu vermiethen?«

»Nein.«

»Schade!«

»Höre. Du mußt kein möblirtes Zimmer nehmen, es ist für den Anfang zu theuer. Was brauchst Du in deinem Zimmer?«

»O, sehr wenig: ein Bett, zwei Stühle und einen Tisch.«

»Das kann ich Dir geben. Ich habe drei Matratzen, ich gebe Dir eine davon mit einem Roßhaarkissen; ich habe zu viele Stühle für die Besuche, die ich bekomme, ich will Dir vier davon geben, und im Vorzimmer steht ein kleiner Tisch, der uns ganz überflüssig ist, Du kannst ihn nehmen. Außerdem gebe ich Dir eine Decke und Bettzeug, einen Koffer . . .«

»Danke, liebe Tante; da bin ich ja wie ein Künstler eingerichtet!«

»Geh geschwind nnd miethe ein Zimmer in der Nähe; wenn Du wieder kömmst, soll Dir ein Dienstmann die Möbeln bringen.«

»Ja, Tante . . . aber . . .«

»Was denn? Du sinnst über etwas nach?«

»Ja, ich sinne auf ein Mittel, die Thürglocke in Verbindung mit Dir zu setzen. Das scheint mir sehr nothwendig.«

»Ich lasse meine Thür offen, wenn ich allein bin.«

»Nein, wo kein Hausmeister ist, wäre das zu gefährlich.«

Horace geht eine Weile im Zimmer auf und ab und sieht sich nach allen Seiten um. Endlich steht er still und sagt zu Madame Rennecart:

»Wo pflegst Du zu sitzen, wenn Du allein bist?«

»Hier, vor dem Kamin, in meinem Lehnstuhl ... dies ist immer mein Platz.«

»Vor dem Spiegel?«

»Ja, gerade vor dem Spiegel.«

»Gut ... jetzt habe ich's!«

»Was sagst Du?«

»Bleib hier, Tante; ich komme in wenigen Minuten wieder. Aber die Thür darf nicht verschlossen werden, weil ich meine Vorrichtung noch nicht angebracht habe.«

Horace eilt fort.

»Der Tollkopf! was mag er vorhaben?« sagt die Tante, ihm nachschauend. »Nun, er hat fünfhundert Francs zurückgelegt, das ist für ihn aller Ehren werth. Aber er hat keinen Platz mehr und in Paris sind fünfhundert Francs bald ausgegeben. — O Bruder, warum hast Du mir nicht gesagt, wo dein Schatz verborgen ist!«

Horace kommt bald wieder; er bringt einen Gliedermann ... das bekannte Spielzeug, dessen Arme und Beine durch einen Bindfaden in Bewegung gesetzt werden. Dieser Hampelmann ist zwei Fuß hoch und stellt einen Türken vor.

»Was willst Du mit dem Spielzeug?« ruft Madame Rennecart verwundert; »glaubst Du etwa, daß deine Schwester noch damit spiele?«

»O, für meine Schwester habe ich's nicht gekauft. Du wirst schon sehen — Tante, Du hast doch einen Hammer?«

»Ja wohl.«

»Leihe mir ihn. Das Uebrige habe ich.«

Madame Rennecart holt den Hammer. Unterdessen

zieht Horace einen Knäuel Bindfaden aus der Tasche und bindet das eine Ende an die Schnur, die man ziehen muß, um den Gliedermann in Bewegung zu setzen; dann schlägt er einen starken Haken über dem Spiegel in die Wand und befestigt den Hampelmann daran. Der Türke ist so groß, daß er fast bis auf die Mitte des Spiegels herabhängt. Dann leitet der junge Erfinder den Bindfaden in das Vorzimmer, wo sich die Thürglocke befindet. Er bindet nun das andere Ende des Bindfadens an den Glockenzug, so daß die mindeste Bewegung des letzteren den Bindfaden straff ziehen und folglich den Hampelmann in Bewegung setzen muß.

»Es ist schon geschehen, Tante,« sagt Horace, vom Stuhl springend.

Madame Rennecart, welche den Zweck dieser Vorkehrungen noch nicht begreift, sagt zu ihrem Neffen:

»Nun, was soll das bedeuten?«

»Liebe Tante, setze Dich auf deinen gewöhnlichen Platz . . .«

»Gut, ich sitze. Was nun?«

»Sage mir, bemerkst Du nicht sogar beim Lesen oder Arbeiten immer den Hampelmann, der vor dem Spiegel hängt?«

»Ja wohl, ich bemerke ihn nur zu gut. Der garstige Türke schwebt mir immer vor den Augen.«

»Gut, das war meine Absicht. — Jetzt höre, Tante. Wenn Du siehst, daß der Hampelmann mit Armen und Beinen strampelt, so kannst Du versichert sein, daß die Thürglocke gezogen wird.«

»Bah! was sagst Du da? Du glaubst also, daß ...«

»Wir wollen sogleich einen Versuch machen. Bleibe ruhig sitzen. Ich gehe hinaus und schließe die Thür; aber vergiß nicht zu öffnen, wenn der Hampelmann zappelt.«

»Ich werde es nicht versäumen, ich bin ja darauf vorbereitet.«

Horace verläßt das Zimmer und begibt sich auf den Hausgang. Nach einigen Secunden sieht Madame Rennecart, welche die Thürglocke nicht hört, den Gliedermann mit Armen und Beinen zappeln. Sie ist so betroffen, daß sie im ersten Augenblicke vergißt hinauszugehen; aber der Türke geberdet sich so ungeduldig, daß sie endlich an den Glockenzug denkt. Sie eilt hinaus und läßt ihren Neffen ein.

»Nun, hat er nicht gezappelt?« fragt er.

»O ja, er hat so stark gezappelt, daß ich ihn nicht genug ansehen konnte.«

»Nun, Tante, was sagst Du zu meiner Erfindung? Wirst Du die Leute noch vor der Thür warten lassen?«

»Komm' und küsse mich. Du bist ein Sausewind, aber Du hast gute Ideen.«

»Jetzt, Tante, auf baldiges Wiedersehen. Ich lasse einstweilen meinen Nachtsack hier. Ich will mir eine Herrschaftswohnung mit Pferdestall und Wagenremise suchen, um mein Bett, meinen Tisch und meine vier Stühle hineinzu stellen.«

Drittes Capitel.

Ein freundliches Zimmer.

Horace geht, rechts und links schauend, in der Rue du Temple fort, den Boulevards zu. Er findet nur kleine oder große Wohnungen, aber kein einzelnes Zimmer.

»Wenn ich an den Boulevards etwas finden könnte,« denkt er, »das wäre unterhaltender, man hat dort Luft, Licht, Aussicht. Ein Cabinet im siebenten Stocke am Boulevard wäre mir lieber als ein schönes Zimmer im ersten in einer düstern engen Gasse.«

Während er Zettel an den Hausthüren sucht, denkt er noch an die im Hause seiner Tante wohnende hübsche Dame; er bedauert sehr, daß über ihr kein Zimmer zu vermiethen ist, und gleichwohl war das Haus düster, der Hof sehr klein. Aber die Nachbarschaft einer angenehmen Person gibt jedem Orte ein schöneres Aussehen ... wenigstens für einige Zeit.

An den Boulevards ist das geringste Zimmer viel zu theuer für Horace. Als er an die Rue d'Angoulême kommt, sagt er zu sich:

»Ich glaube, daß es gerathen ist, die Boulevardlinie zu verlassen und in die Straßen zu gehen.«

Er wendet sich in die Rue d'Angoulême, und befindet sich bald an einem Kreuzwege, der einen kleinen Platz bildet. An der Ecke sieht er das Haus des Speisewirthes

Chapard, bei welchem viele Hochzeitschmäuse und Festessen gehalten werden. Eine lange Reihe von Kutschen, die vor dem Gasthause und auf dem Angoulêmeplatze halten, beweist, daß es noch immer sehr beliebt ist, obgleich es nicht mehr von Chapard, dem Nachfolger des »Capuciners«, gehalten wird.

»Hier gibt's Unterhaltung!« denkt Horace; »ich möchte bei einem Speisewirthe wohnen.«

Sein Blick fällt auf das andere Eckhaus; er bemerkt einen Zettel an der Thür; er tritt näher und liest: »Zimmer zu vermiethen.« — Er tritt sogleich ein und wendet sich an den Hausmeister:

»Sie haben ein Zimmer zu vermiethen?«

»Ja, Monsieur.«

»Ich suche eines, das gleich zu beziehen ist.«

»Das Zimmer ist frei, und nichts hindert Sie, es gleich zu beziehen, wenn's Ihnen gefällig ist.«

»In welchem Stocke?«

»Es ist ganz oben, unter dem Dach.«

»Gut, es ist luftiger. Es ist nur ein Zimmer?«

»Ja; nicht sehr groß und auch kein Cabinet dabei.«

»Ich brauche nicht mehr. Aussicht auf die Straße?«

»Ja wohl. Die Aussicht ist recht angenehm; Sie sind dem Speisewirth gerade gegenüber; aus Ihrem Fenster, denn es hat nur ein Fenster . . .«

»Es ist genug für einen einzelnen Herrn; man kann nicht zugleich aus zwei Fenstern schauen.«

»Sie haben vollkommen Recht. Ich meinte, daß man aus dem Fenster in die Salons des Gasthauses sehen kann und da mindestens dreimal in der Woche ein Hoch-

zeitsschmaus gehalten wird, so sieht man die Hochzeitsgäste tanzen und man hört die Musik so gut, als ob man den Ball mitmachte.«

»Wirklich, man hört die Tanzmusik?«

»Ja wohl. Wir hören sie auch in meiner Stube, aber nicht so gut wie oben, weil der Schall offenbar in die Höhe steigt. Im vierten Stock haben wir sogar Leute, die jeden Sonnabend Gesellschaft haben und einen kleinen Ball geben, und es wird nach der Musik im Gasthause getanzt.«

»Das ist sehr bequem. Ich kann also auch in meiner Dachstube eine Tanzunterhaltung geben, ohne die Musik zu bezahlen?«

»O ja; nur möchte ich Ihnen rathen, nicht zu viel Gesellschaft einzuladen. Ich glaube, daß nicht mehr als vier Personen tanzen können, wenn die Möbeln gestellt sind.«

»Das ist genug, um eine halbe Quadrille zu tanzen. Uebrigens will ich auch nicht zu viel Möbeln kaufen. Ich komme eben von Rouen; später werde ich meine schöne Einrichtung von Palissanderholz nachkommen lassen. — Jetzt die Hauptsache: wie viel kostet der Tanzsaal?«

»Der äußerste Preis ist hundertvierzig Francs. Das Zimmer war an einen alten Schreiblehrer vermiethet, der aber ausgezogen ist, weil er die Musik nicht gern hörte.«

»Ich begreife wohl, daß Leute, die nicht gern Ballmusik hören, dort oben keinen Gefallen finden. — Die Musik dauert wohl bis spät in die Nacht?«

»Bis fünf Uhr früh . . . Sonnabends, Dinstag, Donnerstag und zuweilen Montags.«

»Das geht ja hoch her! Zum Glück höre ich gern Polka, Walzer und Mazurka spielen.«

»Sie werden alles dies von halb zehn Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens hören.«

»Das ist ja prächtig, ich bekomme schon Lust zum Tanzen — Hausmeister, ich miethe das Zimmer!«

»Sie haben's aber noch nicht gesehen . . .«

»Das ist nicht nöthig, was Sie mir gesagt haben, genügt mir: Ich werde es ja beim Einziehen sehen. — Hier ist das Angeld.«

Horace drückt dem Hausmeister ein Fünffrankenstück in die Hand. Für den Miether einer Dachstube war es sehr freigebig. Der Hausmeister erwiedert mit einer tiefen Verbeugung:

»Monsieur kann sich hier schon als zu Hause betrachten.«

»Sehr wohl. Was die Auskunft über mich betrifft . . . ich komme eben erst von Rouen, aber ich habe eine Tante, die Hausinspectorin in der Rue du Temple ist, ich will ihre Adresse aufschreiben . . .«

»O das ist nicht nothwendig, Ihr Gesicht gibt mir volles Vertrauen. — Aber ich habe Ihnen noch etwas zu sagen . . .«

»Was denn?«

»Es ist kein Kamin im Zimmer.«

»Ei, alter Narr, Ihr wollt mir also ein Cabinet vermiethen?«

»Entschuldigen Sie, mein lieber Herr, es ist ein Garçonzimmer.«

»Ich bin nicht frostig, es liegt mir nichts daran. Ich

würde wahrscheinlich kein Feuer machen, wenn auch ein Kamin da wäre.«

»Dann ist es für Sie bequemer, daß keiner da ist.«

»Ich will jetzt die für den Augenblick unentbehrlichen Möbeln kaufen; später wird mein Gepäck ankommen.«

»Ich möchte Ihnen rathen, nicht zu viel Sachen kommen zu lassen, es würde kein Platz sein.«

»Gut, ich werde Ihren Rath befolgen.«

»Wenn Sie wiederkommen, so ist der Schlüssel zu Ihrer Verfügung.«

Horace ist sehr vergnügt, er eilt zu seiner Tante zurück. Er schellt. Madame Rennecart erscheint ganz bestürzt.

»Ach, mein Gott, wie habe ich mich gefürchtet!« sagt sie; »dein Hampelmann machte ganz unerwartet die tollsten Sprünge . . .«

»Liebe Tante, es ist doch recht angenehm, sogleich öffnen zu können, wenn geschellt wird.«

»Ja, ja. — Nun, hast Du ein Zimmer gefunden?«

»Ja wohl, ganz in der Nähe, am Angoulêmeplatz.«

»Das freut mich.«

»Ein allerliebstes Zimmer; man kann darin tanzen . . .«

»Tanzen! es ist also größer als meine Wohnung?«

»Wie groß es ist, kann ich nicht genau sagen, ich habe es nicht gesehen.«

»Wie! Du hast das Zimmer, das Du gemiethet, nicht gesehen? Das sieht Dir ganz gleich!«

»Tante, ich werde es ja beim Einziehen sehen; ich ließ es mir beschreiben, und das genügte mir.«

»Aber es kann gar viele Unannehmlichkeiten haben,

von denen man Dir nichts gesagt hat und die Du zu spät kennen lernen wirst.«

»O, das Local hat so viele Annehmlichkeiten, daß für Unannehmlichkeiten kein Platz mehr sein kann.«

»Wie unbesonnen! Und der Preis?«

»Spottbillig, hundertvierzig Francs. — Jetzt will ich einen Dienstmann aufsuchen.«

»Du findest einen in der Nähe, vor dem Weinhause; es ist ein sehr ehrlicher Auvergnat.«

»Wenn er nicht ehrlich wäre, so wäre er nicht Auvergnat.«

»Er hat einen kleinen Handwagen, das genügt.«

»Ja wohl, es genügt vollkommen. Nöthigenfalls könnte ich mit meinen Möbeln die Fahrt machen.«

»So geh' und hole Jean; ich will unterdessen die nothwendigen Sachen in einen Koffer packen.«

»Packe nur nicht zu viel ein, Tante; der Hausmeister sagt, es sei nicht viel Platz.«

Horace, der seine Geschäfte immer im Sturmschritt abthut, kommt bald mit dem Dienstmanne und dem Handwagen. In kurzer Zeit hat man die Möbel und den Koffer mit der Leinenwäsche heruntergebracht. Die ganze Einrichtung nimmt nicht viel Platz ein. Als der kleine Wagen bepackt ist, sagt Horace sich besinnend:

»Es ist keine Bettstatt, nicht einmal ein Gurtenbett dabei!«

»Ich kann nicht damit dienen, mein Junge.«

»Liebe Tante, Du gibst mir ohnedies schon genug. Ich kann mir dieses Geschenk wohl machen; denn auf dem

Fußboden schlafen wäre zu orientalisch für die Rue d'Angoulême.«

»Warte, lieber Horace; nebenan wohnt ein Trödler, ich will hinuntergehen, ich bekomme es billig.«

»Geh, Tantchen, ich will unterdessen dein Zimmer hüten.«

Madame Rennecart geht fort. Statt in der Wohnung zu bleiben, begibt sich Horace auf den Vorplatz; er denkt:

»Die schöne Dame aus dem vierten Stocke wird vielleicht herunterkommen oder hinaufgehen; ich werde schon Gelegenheit finden, eine Bekanntschaft anzuknüpfen.«

Aber es erscheint nur die Logenschließerin, mit welcher Horace keine Bekanntschaft anknüpfen mag. Bald kommt der kleine Jonas, der sich immer auf den Stiegen herumtreibt, mustert die ihm unbekannte Größe und fragt:

»Was machen Sie denn da?«

»Du bist sehr neugierig, kleiner Knirps.«

»Ich meine . . . wenn Sie etwa zu meinem Vater wollen, er wohnt noch eine Treppe höher.«

»Wer ist dein Vater?«

»Herr Makkabäus, ein Kaufmann.«

»In welchem Artikel?«

»In Allem was man will.«

»Der tausend! Da muß er große Magazine haben. Höre einmal, kleiner Knirps . . .«

»Ich heiße nicht Knirps, ich bin Jonas.«

»So sage mir, Jonas, kennst Du alle Leute im Hause?«

»O ja. Von dem Wurstmacher unten muß man nichts kaufen, er macht Schweinerei.«

»Es ist vermuthlich sein Geschäft. Doch das ist mir gleichgiltig. Oben wohnt eine Dame . . .«

»Ja, ich weiß wohl.«

»Wie heißt sie?«

»Madame Putiphar.«

»Ein sonderbarer Name! Was macht sie?«

»Sie ist Logenschließerin in einem Theater.«

»Nicht möglich! Wie, die hübsche, feingebildete Dame wäre Logenschließerin! Das ist gewiß ein kleiner Irrthum, kleiner Jonas.«

»Nein, ich weiß wohl, daß sie Logenschließerin ist; sie hat meiner Mutter einmal eine Fußbank gegeben, und dafür zwei Sous bekommen.«

In diesem Augenblicke kommt Madame Rennecart zurück und sagt zu ihrem Neffen:

»Deine Bettstatt ist sammt einigen nothwendigen Kleinigkeiten, die wir vergessen hatten, auf dem Wagen. Jetzt richte Dich geschwind ein; diesen Abend wirst Du kommen und deine Schwester begrüßen und mit uns essen.«

»O, ich werde nicht ermangeln. Ich bringe eine Pastete mit . . .«

»Es ist nicht der Mühe werth, wir haben zu essen.«

»Tante, ich bitte Dich, erlaube mir, daß ich eine Pastete mitbringe; ich habe mir's einmal in den Kopf gesetzt, mich am Tage meiner Ankunft in Paris mit einer Pastete zu regaliren. — Sage doch, ist es wahr, daß Madame Putiphar, die oben im Hause wohnt, Logenschließerin ist?«

»Ja, es ist wahr.«

»Es ist mir unbegreiflich!«

»Geh' doch, der Dienstmann wartet mit seinem Wagen.«

»Ja, richtig, ich hätte es beinahe vergessen. — Aber doch wenigstens in der Oper, nicht wahr, Tante?«

»Willst Du wohl gehen ...«

Horace entschließt sich endlich zu gehen. Der kurze Weg von der Rue du Temple zum Angoulêmeplatz ist bald zurückgelegt, der Handwagen hält vor dem Hause. Der Hausmeister gibt dem neuen Zimmerherrn den Schlüssel und sagt zu ihm:

»Im letzten Stock ist ein Gang; merken Sie wohl: die zweite Thür in dem Gange, nicht die erste. Vergessen Sie nicht: die zweite!«

»Ich werde schon finden. — Jetzt Muth gefaßt, Jean, der ganze Plunder muß in den fünften Stock hinauf ...«

»O, Moussia, es wird schon gehen.«

Man geht hinauf. Der Dienstmann trägt die Bettstatt, Horace legt eine Matratze und ein Kissen auf seinen Kopf. Man erreicht den obersten Stock, der viel enger ist als die anderen. Der Dienstmann, der vorangegangen ist, bleibt vor der ersten Thür stehen und öffnet sie. Aber er geht nicht hinein, sondern wendet sich um und fragt:

»Ziehen Sie da ein?«

»Was! Glaubt Ihr denn, daß ich das heimliche Gemach bewohnen werde!« erwiederte Horace, der nähergetreten ist und schnell zurückweicht. — »Und der Hausmeister hielt es für nothwendig, mich vor der ersten Thür zu warnen! Ich meine, daß hier ein Irrthum nicht mög-

lich. Da ist die Thür, die in meine Appartements führen muß.«

Horace öffnet die Thür nebenan und betritt ein kleines Dachstübchen, in welchem, nachdem das Bett und die anderen Sachen aufgestellt sind, gerade so viel Platz bleibt, daß man einen Rock anziehen kann.

»Ha! Der Hausmeister kann lügen wie ein Zahnbrecher!« sagt der neue Zimmerherr; »er versichert, man könne hier tanzen ... ja, zwei Personen allenfalls, wenn sie auf einer Stelle hüpfen. — Nun, das Zimmer ist freundlich ... Licht und Luft hat man aus erster Hand. Dabei fällt mir ein, daß ich keine Vorhänge habe; aber es können mich höchstens die Vögel im Bett sehen, und ich glaube nicht, daß sie Anstoß daran nehmen werden. — Jetzt geschwind, Jean, die anderen Sachen herauf! Ich will unterdessen mein Bett in Stand setzen, mich würdig zu empfangen.«

Der Auvergnat ist fast so langsam, wie der junge Mann flink; im Allgemeinen sind die Auvergnaten nicht flinker als die Maurer ... und hier hatte man hoch zu steigen.

»Fertig?« fragt Horace, so oft sein Dienstmann heraufkommt.

»Nein, Moussia, es sind noch Sachen unten.«

»Meine Tante hat mir da bei dem Trödler eine Menge Sachen gekauft ... Wie! Ein kleines Wasserfaß. Nun, im Grunde ist's recht nützlich. — Ein Leuchter ist auch allenfalls zu gebrauchen ... aber ein Ofen! Was soll ich mit einem Ofen machen? Glaubt sie etwa, ich würde

zu meinem Privatvergnügen kochen? — Ist jetzt Alles oben?«

»Nein, Moussia.«

Der Auvergnat geht hinunter und bringt einen Besen, einen Blasbalg, eine Schaufel und eine Feuerzange.

»Das ist auch überflüssig,« sagte Horace; »es ist ja kein Kamin vorhanden, und folglich brauche ich weder Feuerzange noch Schaufel; selbst der Besen ist unnütz.«

»Werden Sie denn Ihr Zimmer nicht auskehren?«

»Ein so kleines Zimmer? Wozu denn? Der Blasbalg wäre genügend gewesen: ich mache das Fenster auf, mache auf dem Fußboden Wind und der Staub zieht aus dem Fenster. Kennt Ihr diese Kehrmethode nicht?«

»Nein, Moussia.«

»Jetzt ist doch nichts mehr da?«

»Ja wohl, Moussia, es ist noch etwas unten, das ich jetzt holen will.«

»Noch etwas! Es ist kein Platz mehr. Meine Tante scheint zu glauben, ich hätte ein Hotel gemiethet.«

Der Auvergnat geht wieder hinunter und bringt ein Nachtgeschirr.

»Auch ein Luxusgegenstand!« eifert Horace.

»Aber es haben doch alle Leute . . .«

»Ich wohne ja neben Numero hundert! Ich bin sogar zu nahe. Das wäre nicht nöthig gewesen. — Gottlob! endlich sind wir fertig. Da ist euer Geld.«

»Ich danke, Moussia. Ich recommandire mich für ein andermal.«

»Der Kerl ist ein Einfaltspinsel!« sagt Horace, als er allein ist, »er macht eine Reise, um einen Nachttopf

heraufzubringen! — Nun endlich bin ich eingerichtet . . . und fürwahr recht hübsch. — Jetzt will ich doch auch die Aussicht genießen.«

Er öffnet das Fenster und sein Blick fällt zuerst in die Salons des gegenüberliegenden Gasthauses. Es waren mehrere Hochzeiten, und da die Speisestunde herannahte, so bemerkt er viele Leute in den Salons.

»Das ist wirklich recht unterhaltend,« sagt Horace; »viele Leute in den Salons, bald wird getafelt, es müssen mindestens zwei oder drei Hochzeiten sein. Ich bemerke hübsche, elegante Frauen. Fürwahr, die Aussicht ist schön. — Aber es wird spät, ich will zu meiner Tante gehen.«

Als Horace fortgeht, ruft ihm der Hausmeister zu:

»Sie sind mit Ihrem Zimmer zufrieden?«

»Ja, aber ich glaube nicht, daß zwei Paare tanzen können.«

»Diesen Abend werden Sie Musik hören. Sonnabends ist's superb. Drei Orchester zugleich . . . das eine spielt Quadrille, das andere einen Walzer oder eine Polka.«

»Das muß schön sein!«

Horace weiß, daß seine Schwester erst gegen neun Uhr nach Hause kommt, er macht also einen Spaziergang über die Boulevards, ehe er sich wieder zu Madame Rennecart begibt. Er freut sich, daß er wieder in Paris ist, wo man selbst nach kurzer Abwesenheit immer Verschönerungen findet. Um halb neun Uhr endlich begibt er sich, nachdem er die Pastete gekauft, zu seiner Tante.

Virginie war schon zu Hause. Anfangs war sie sehr erstaunt gewesen, die Thür verschlossen zu finden und

dann ihre Tante auf das Glockenzeichen erscheinen zu sehen. Dann hatte ihr der am Spiegel hängende große Türke einen gelinden Schrecken eingejagt; aber Madame Rennecart hatte ihr Alles erklärt, und mit einem Freudenschrei hatte sie erfahren, daß ihr Bruder in Paris sei und bald erscheinen werde.«

Bald ertönt die Thürglocke und der Hampelmann zappelt mit Armen und Beinen. Virginie eilt hinaus, öffnet die Thür und sinkt in die Arme ihres Bruders, der in seiner freudigen Hast die Pastete fallen läßt. Das stattliche Tafelstück hat indeß keinen bedeutenden Schaden gelitten, nur die Rinde ist etwas eingedrückt.

Virginie kann nicht müde werden, ihren Bruder anzusehen.

»Tante,« ruft sie entzückt, »er ist noch größer geworden! Und hast Du seinen Schnurrbart schon gesehen?«

»Ja, ja, ich habe Alles gesehen. Er ist prächtig.«

»O ja, mein Bruder ist ein sehr hübscher Junge.«

»Du bist auch groß und schön geworden, Schwesterchen. Du warst erst dreizehn Jahre alt, als ich Dich verließ, Du warst noch ein Kind. Jetzt bist Du im siebzehnten Jahre und ein Fräulein geworden, Du könntest fast schon heiraten.«

»O ja, Bruder, ich könnte schon heiraten.«

»Aus der Art, wie Du das sagst, könnte man schließen, daß Du schon heiratslustig seiest.«

»Nun, wenn mir ein hübscher junger Mann einen Heiratsantrag machte, würde ich nicht böse werden.«

»Ei! was sind das für Ideen!« eifert Madame Rennecart. »Was setzest Du Dir in den Kopf, Jüngfer-

chen! Hilf mir den Tisch decken, das ist besser als diese vorzeitigen Heiratsgedanken.«

»Bis auf Weiteres,« sagt Horace, »begnüge Dich mit einer Stange Gerstenzucker; Du kannst dabei Geduld lernen.«

»Danke, lieber Bruder.«

Virginie hüpft vor Freude, sie vergißt über den Gerstenzucker alle Heiratsgedanken. Man setzt sich zu Tische. Horace hat einen Appetit, der sogar einen Jäger in Erstaunen setzen würde. Nachdem die von Madame Rennecart aufgetischten Speisen vertilgt worden sind, wird die Pastete angeschnitten und vortrefflich gefunden.

»Wo wirst Du denn schlafen, Bruder?« fragt Virginie.

»Ei! zu Hause, ich habe ja eine prächtige Wohnung gemiethet und glänzend möblirt.«

»Weit von hier?«

»Nein, am Angoulêmeplatz, ganz nahe am Boulevard, es ist keine zehn Minuten zu gehen.«

»O, ich möchte deine Wohnung wohl sehen!«

»Das ist sehr leicht. Du solltest diesen Abend hinkommen, mein Nachbar hat einige Hochzeiten, Du kannst die Musik hören und die Gäste tanzen sehen. Du kannst Dich überzeugen, wie unterhaltend es bei mir ist.«

»O ja, Tante, laß uns diesen Abend die Wohnung meines Bruders sehen! Willst Du?«

»Diesen Abend wird's zu spät, Kinder; es ist bald zehn Uhr.«

»Das ist ja nicht spät! Du gehst garnicht aus, Tante;

es wird Dir wohl thun, einen kleinen Spaziergang zu machen.«

»Ja, ja,« setzt Horace hinzu, »Du mußt diesen Abend kommen, wenn wir gegessen haben. Es steht Dir ja nichts im Wege: es ist kein Hausmeister hier, und später begleite ich Euch wieder nach Hause. Es bleibt also dabei, Ihr müßt bei mir tanzen.«

»Tanzen! Gibst Du denn einen Ball diesen Abend?«

»Ich werde dreimal in der Woche Bälle geben. Du wirst sehen.«

Das Abendessen war beendet. Als sich die Damen zum Ausgehen angekleidet, verschließen sie die Thür und nehmen den Arm des Langentbehrten, der ganz stolz ist, Tante und Schwester bei sich zu haben. Man kommt bald auf den Angoulêmeplatz. Hier hat das von Licht strahlende Gasthaus ein festliches Aussehen; man hört die Musik, die Kutschen bilden eine lange Reihe und setzen nach und nach die Ballgäste ab. Virginie drückt den Arm ihres Bruders und sagt zu ihm:

»Gehen wir dorthin? Dann bin ich nicht genug geputzt . . .«

»Nein, beruhige Dich, Schwesterchen, in dem hellerleuchteten Hause wohne ich nicht, sondern gegenüber, dein Anzug ist vollkommen genügend für die Abendunterhaltung, die ich gebe. — Ei! jetzt fällt mir ein . . . ich habe keine Kerze zu Hause. Du sollst nicht im Finstern tanzen. — Liebe Tante, erlaube, daß ich in den Laden drüben gehe, um Leuchtstoff zu kaufen.«

»Soll ich gehen?«

»Nein, bleibe nur bei meiner Schwester.«

Virginie hüpft schon auf der Straße neben ihrer Tante, weil sie eine Polka spielen hört. Horace bringt ein Pfund Stearinkerzen. Er führt seine Damen ins Haus und zündet eine Kerze beim Hausmeister an.

»Nun, habe ich Ihnen nicht die Wahrheit gesagt?« frohlockt dieser. »Hören Sie die Geigen?«

»O ja; es ist sehr heiter und unterhaltend.«

»Wie ich sehe, bringen Sie Damen zum Tanzen . . .«

»Ich führe meine Schwester und meine Tante her, damit sie meine Wohnung sehen; sie mögen tanzen, wenn sie wollen, es hat sich Niemand darum zu kümmern.«

Horace geht mit der brennenden Kerze voran. Das Licht war nothwendig, um durch das Stiegenlabyrinth zu finden. Endlich kommt man in den obersten Stock; er öffnet seine Thür und läßt seine Tante eintreten. Die alte Dame stößt an das Bett, und Virginie, die ihr folgt, rennt gegen den Tisch.

»Mein Gott! man stößt ja überall an,« sagt Madame Rennecart. »Ach! wie klein; wir Drei finden keinen Platz.«

»O ja, Tante. — Virginie, setze Dich ans Fenster, Du nimmst weniger Platz ein.«

»Ja wohl, Bruder. O, es ist hübsch hier. Man sieht den Ball . . . Es wird Polka getanzt. Horace, polkire mit mir.«

»Sehr gern, die Polka ist mein Triumph. Komm . . .«

»Was! wo wollt Ihr denn hier tanzen?« sagt die alte Dame; »Ihr werdet mich umwerfen.«

»Nein, Tante. Wir wollen auf dem Gange polkiren, ich glaube, das ist besser.«

Bruder und Schwester gehen aus dem Stübchen, und da der Corridor sehr lang ist, so können sie ziemlich ungehindert Polka tanzen. Die Musik hört auf und Horace führt seine Tänzerin ins Zimmer. Virginie ist seelenvergnügt.

»Ach! Tante,« sagt sie, »hier ist's hübsch. Ich würde den ganzen Tag tanzen.«

»Dann würdest Du deine Arbeit vernachlässigen. Aber man muß des Tanzens, wie jeder andern Sache, am Ende überdrüssig werden.«

»O nein, Tante, man tanzt immer gern.«

»Aber wie klein das Zimmer ist! Und kein Kamin! Es ist ja ein Cabinet.«

»Liebe Tante, es freut mich, daß ich dies gefunden habe. Die Wohnungen sind so theuer in Paris!«

»Nun, da Du nicht viel Besuch bekommst so denke ich . . .«

»Ach! Bruder, ein Walzer! Hörst Du wohl, ein Walzer!«

»Ja, komm, wir wollen walzen.«

Bruder und Schwester eilen wieder hinaus und fangen an zu walzen. Sie stoßen eine Nachbarin beinahe um, die mit einem Geschirr aus ihrer Thür kommt, um dasselbe in dem unaussprechlichen Gemach auszuleeren.

»Das fehlte noch!« sagt sie unwillig, nachdem sie das walzende Paar mit ihrem Topfe abgewehrt; »es ist nicht genug, von der Musik betäubt zu werden, man tanzt jetzt auch auf dem Gange! . . . Morgen kündige ich.«

»Und ich habe gemiethet, um zu tanzen,« sagt Horace lachend.

Als der Walzer zu Ende ist, will Madame Renne-

cart fortgehen; aber es wird eine Mazurka aufgespielt und Virginie bittet:

»Ach, liebe Tante, laß mich noch diesen Tanz versuchen. Die Mazurka ist so hübsch und ich kann sie noch nicht recht tanzen.«

»Du sollst sie lernen,« erwiederte Horace. »Die Mazurka ist mein Triumph.«

»Alle Tänze scheinen dein Triumph zu sein.«

»Die Tante erlaubt es. Komm, Virginie.«

Das junge Paar hüpft wieder in den Corridor, aus welchem eben die Nachbarin, ihre Thür wüthend hinter sich zuschlagend, verschwindet.

Nach der Mazurka sagt Madame Rennecart zu ihrer Nichte:

»Ruhe Dich aus, dann wollen wir gehen.«

Aber kaum haben die Tänzer angefangen sich auszuruhen, so wird ein Galopp aufgespielt. Horace nimmt nun seine Schwester bei der Hand und zieht sie in den Corridor. Hier galoppiren sie so schnell und ungestüm, daß die Nachbarin ihre Thür öffnet und ihre Entrüstung zu erkennen gibt.

Aber als der Galopp zu Ende ist, will Madame Rennecart durchaus nicht länger bleiben.

»Eine schöne Aufführung!« sagt sie, auf die Treppe zugehend; »es ist Mitternacht vorüber.«

»Nun, ich gehe ja nicht so oft auf den Ball,« entgegnet Virginie; »es ist ja morgen Sonntag, wir können lange schlafen.«

Horace begleitet Schwester und Tante nach Hause.

»Morgen sehen wir uns wieder,« sagt er.

»Du kommst doch zum Frühstück?«

»Ja, aber nicht zu früh. Laßt mich nur recht ausschlafen.«

»Um eilf Uhr also. Ist das zu früh, Du Faulenzer?«

»Gut, um eilf Uhr . . . oder um zwölf.«

Viertes Capitel.

Das unmögliche Frühstück.

Trotz des improvisirten Balles ist Virginie früh aufgestanden, und nachdem sie ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, fängt sie viel früher als gewöhnlich an Toilette zu machen. Aber es ist der fünfzehnte, der bewußte Zinstag, und eine Ahnung sagt ihr, daß der Neffe des Hausherrn kommen werde. Das Schürzenband hatte zwischen ihr und Oswald gleichsam eine geheime Correspondenz angeknüpft, in welcher sie mancherlei erfahren hatte, was durchaus nicht zu bezweifeln war.

Madame Rennecart ist viel später als gewöhnlich aufgestanden und sie sagt etwas verdrießlich:

»Daran ist Horace Schuld! Er hat uns bis nach Mitternacht aufgehalten. Und heute habe ich zu thun, ich muß meine Quittungen vom fünfzehnten schreiben . . . und wer weiß, wann wir frühstücken werden!«

»Es ist ja Sonntag, Tante; wir können uns ja Zeit nehmen . . .«

»Aber es ist Zinstag. Die Miethsleute werden kom-

men und wenn sie uns um zwölf Uhr beim Frühstück finden . . .«

»Nun, haben wir denn nicht das Recht, spät zu frühstücken? Wir müssen doch meinen Bruder erwarten. — Ach! wie freue ich mich, daß er wieder hier ist! Du auch, nicht wahr, Tante?«

»Ja wohl, es freut mich allerdings, ihn zu sehen; denn ich liebe ihn von ganzem Herzen, den Sausewind. Aber ich bin unzufrieden, daß er schon wieder seinen Platz aufgegeben hat. Was soll er jetzt anfangen?«

»Er wird einen andern Platz suchen.«

»Ja, suchen wird er schon, aber er wird nicht leicht einen finden.«

»Du weißt ja, Tante, daß mein Bruder etwas gelernt hat und viel natürlichen Verstand besitzt; er schreibt eine sehr schöne Hand, er rechnet gut, versteht die Buchhaltung, spricht englisch. Mit diesen Kenntnissen wird er gewiß bald einen Platz finden.«

»Es gibt so viele Leute, die Anstellungen suchen . . .«

»Ja wohl, aber nicht alle sind so geschickt wie mein Bruder.«

»Du irrst Dich sehr, mein liebes Kind, wenn Du glaubst, daß die Geschicklichkeit immer den Sieg davontrage.«

»Liebe Tante, ich bin ja heute zu Hause; könnten wir nicht den häßlichen Türken vom Spiegel nehmen?«

»Ist Dir's unangenehm?«

»Es ist sehr lästig, wenn man sich im Spiegel sehen will«.

»Du kannst ihn nicht losmachen, und ich auch nicht, und überdies ist der Bindfaden an der Thürglocke befestigt. Nein, wir wollen ihn nur hier lassen.«

»Aber es ist gar nicht hübsch! Wenn Leute kommen... was werden sie denken, wenn sie den Türken über dem Kamin sehen!«

»Man wird glauben, es sei ein neues Stockuhrmuster.«

Die Ankunft des Wurstmachers unterbricht das Gespräch. Der Eßwaarenfabrikant bezahlt seinen Miethzins und sagt:

»Meine Leute beklagen sich über einen Jungen im Hause, der ihnen Würste stiehlt. Sagen Sie doch den Eltern, daß sie ein wachsames Auge auf ihn haben.«

»Warum sagen Sie es nicht selbst?« erwiedert Madame Rennecart.

»O ich... Sie begreifen wohl, ich will keinen Lärm im Hause machen; ich bin über eine Wurst erhaben. Aber den Eltern muß man's doch sagen.«

»Er mag seine Bestellungen für sich behalten!« sagt Madame Rennecart, als der Wurstmacher fort ist. »Herr Makkabäus ist ein sehr guter Miethsmann, und ich mag keinen Anlaß zur Kinderbestrafung geben.«

Bald kommt Herr Makkabäus; er macht große Augen, als er den Hampelmann vor dem Spiegel sieht.

»Ei! siehe da,« sagt er lachend, »Sie haben ein Spielzeug über Ihrem Kamin.«

»Ja, es ist ein drolliger Einfall von meinem Neffen, der gestern von Rouen gekommen ist.«

»Es ist ein Türke?«

»Mein Neffe? O nein, er ist kein Türke.«

»Ich meine, der da ist ein Türke.

»Ja so, der Gliedermann... er kann auch jede andere Gestalt haben.«

»Geben Sie mir meine Quittung. — Ich beklage mich über den Wurstmacher, dessen Gesellen meine Kinder schlagen wollen. Ich leide es aber nicht, und ersuche Sie, dem Metzger zu sagen, daß ich Lärm in seinem Laden machen werde.«

»Sagen Sie ihm das selbst, Herr Makkabäus, das kümmert mich nichts, ich menge mich nicht in die Streitigkeiten der Hausbewohner.«

Herr Makkabäus nimmt seine Quittung und entfernt sich murrend.

»Was haben sie denn heute über einander zu klagen?« sagt Madame Rennecart. »Aber es ist schon halb zwölf, und mein Neffe kommt nicht.«

»Tante, ich höre ihn auf der Treppe singen. Er ist's, ich erkenne seine Stimme.«

Horace kommt wirklich. Er ist in der heitersten Stimmung und begrüßt Schwester und Tante.

»Ihr habt doch noch nicht gefrühstückt?« sagt er.

»Nein, aber Dir zu Liebe verschmachten wir fast. Wir frühstücken sonst nie so spät.«

»Es wird uns desto besser schmecken. Ich erinnere mich, daß wir gestern ein schönes Stück von einer Pastete übriggelassen haben. — Also zu Tisch!«

Als man sich eben zu Tisch setzen will, kommt der nächste Nachbar der Madame Rennecart. Es ist ein alter Beamter, ein sehr pünktlicher, gewissenhafter Mann, aber er ist ungemein pedantisch, er kann die mindeste Störung in seinen Gewohnheiten nicht leiden. Nachdem er seinen Miethzins bezahlt hat, beginnt er:

»Madame, ich liebe die Ordnung, ich belästige Niemand, meine Nachbarn können sich gewiß nicht über mich

beklagen. Es ist übrigens die Pflicht jedes guten Miethsmannes . . .«

»Es hat sich auch Niemand über Sie beklagt, Herr Griboulot.«

»Ich glaube es wohl; aber ich, Madame, sehe mich heute genöthigt, über Andere Klage zu führen. Es ist höchst unangenehm, und ich will es nicht länger dulden . . .«

»Was gibt's denn, Herr Griboulot?«

»Ich will's Ihnen sagen, Madame. Die Strohdecke muß natürlich vor meiner Thür liegen, damit ich mir beim Nachhausekommen die Füße reinigen kann; ich will meine Wohnung nicht beschmutzen. Seit einigen Tagen ist meine Strohdecke nicht mehr da. Ich komme nach Hause und scharre in vollem Vertrauen mit den Füßen auf dem Fußboden; ich fühle, daß die Strohdecke nicht mehr da ist; ich suche . . . und finde sie auf der Treppe, acht bis zehn Stufen höher, oder vor Ihrer Thür, oder im ersten Stock. Es versteht sich, daß meine Strohdecke nicht allein fortspazirt; man hat mir in schadenfroher Absicht diesen Schabernack gespielt. Ich kann und will das nicht länger dulden.«

»Wen haben Sie denn in Verdacht? wer könnte sich diesen Scherz erlauben?«

»Madame, ich nenne das keinen Scherz; ich finde darin eine Bosheit. Ich scharre mit den Füßen auf dem harten Boden, dadurch werden meine Sohlen abgenutzt. Es ist ein boshafter Streich! Ich kann diesen oder jenen nicht mit Bestimmtheit beschuldigen; aber der Herr im dritten Stock hat eine Legion Kinder, die unaufhörlich schreien und zanken; eines von ihnen muß sich diese Schändlichkeiten mit meiner Strohdecke erlaubt haben. Sagen Sie

ihnen daher gefälligst, daß ich den ersten, der meine Strohdecke wieder anrührt, auf die Hauptwache schleppen werde. Das ist mein fester Entschluß!«

»Machen Sie Ihre Bestellung selbst, Herr Griboulot; ich will nichts damit zu thun haben.«

»Madame, wenn man seinen Miethzins bezahlt ...«

»Andere bezahlen ihn auch, wie sich's gebührt.«

»Ich muß also, wenn ich nach Hause komme, meine Strohdecke suchen?«

»Mein Herr,« sagt Horace; »erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Mittel sage, die fernere Verschleppung Ihrer Strohdecke zu verhüten.«

»Sehr gern, Sie werden mir einen großen Dienst erweisen.«

»Sie brauchen sie nur in's Vorzimmer zu legen, dort wird sie nicht fortgeschleppt.«

Der alte Herr schlägt sich an die Stirn und erwiedert:

»Wahrhaftig, Sie haben Recht. Unbegreiflich, daß ich auf diesen Gedanken nicht gekommen bin! In meiner Wohnung ist die Strohdecke vor jeder Verschleppung sicher. — Ich bin Ihnen sehr verbunden. Madame, von jetzt an nehme ich sie herein.«

»Sie haben Recht.«

Griboulot entfernt sich sehr vergnügt. Virginie fängt an zu lachen und sagt:

»Aber wenn er die Strohdecke ins Vorzimmer dicht an die Thür legt, so geht die Thür nicht auf.«

»Nun, das ist seine Sorge. Die Hauptsache war, uns den Pedanten vom Halse zu schaffen und Du siehst, daß es mir gelungen ist.«

*

»Er beklagt sich, und weiß nicht über wen!«

»O, ich vermuthe, wer's gethan hat, obgleich ich nicht im Hause wohne. Ich wette, daß ich den Thäter kenne.«

»Wirklich?«

»Ja, gestern sah ich auf der Treppe einen Knaben, der ein rechter Taugenichts zu sein scheint. Als er mich bemerkte, schien er verdrießlich, vermuthlich wollte er wieder die Strohdecke verschleppen. — Aber wir wollen uns dadurch nicht abhalten lassen zu frühstücken.«

»Nein, es müßte uns denn ein Anderer stören.«

»Ist denn heute Zinstag?«

»Ja wohl.«

»Das ist schön! Dann kommt Madame Putiphar ... ich werde sie sehen und mit aller Bequemlichkeit bewundern.«

»Wie! Bruder, Du wünschest die alte Logenschließerin aus dem fünften Stock zu bewundern?«

»Die alte! ... Ist denn Madame Putiphar nicht die hübsche Dame, die im vierten Stock wohnt?«

»O nein; diese heißt Madame Huberty und sie ist keine Logenschließerin, denn sie geht nie aus.«

»Schau! Da hat mich der kleine Schlingel belogen. Der Taugenichts scheint sich über alle Leute lustig zu machen. — Und die schöne Dame wird heute ihren Miethzins zahlen?«

»Nein, sie ist schon hier gewesen.«

»Ha, das ist Pech! — Aber wir wollen frühstücken; ich habe einen wüthenden Hunger!«

Man setzt sich zu Tische; aber bald hört man wieder

die Thürglocke und der Clarinettist erscheint. Madame Rennecart nimmt schnell ihren Hörtrichter.

»Tante, gib ihm seine Quittung und schicke ihn fort, damit wir ungestört frühstücken können,« sagt Horace halblaut.

Aber der Künstler scheint nicht so eilig. Während er langsam das Geld aufzählt, hält er inne und sagt mit kläglichem Tone:

»Ungeachtet des theuren Miethzinses, Madame, ist mir ein großer Unfall begegnet, wofür ich eine Entschädigung verlangen kann, ... ja, ich kann eine Entschädigung mit Recht fordern!«

»Wie! Es ist Ihnen ein Unfall begegnet?«

»Wissen Sie denn nicht, Madame, was gestern in Ihrem Hause geschehen ist?«

»Nein, ich weiß gar nichts.«

»Dann will ich Ihnen die Sache erzählen.«

»Ach, mein Gott! Er will uns eine Geschichte erzählen,« sagt Horace zu seiner Schwester, indem er einen lüsternen Blick auf die Pastete wirft. »Wir kommen heute gar nicht zum Frühstück ... es ist zum Verzweifeln!«

»Madame,« fügt der Tonkünstler hinzu und wirft sich in einen Fauteuil, »ich besaß eine vortreffliche Clarinette; es ist Ihnen bekannt, daß ich Virtuose auf diesem Instrumente bin. Ich hatte diese Clarinette von einem Deutschen, der sie von dem berühmten Weber, dem Componisten des »Freischütz«, erhalten hatte. Ich weiß nicht, ob Weber die Clarinette spielte, ich will es nicht behaupten; aber es ist gewiß, daß er diese Clarinette sehr werth

hielt und daß er sie dem Deutschen mit den Worten schenkte: Ich mache Ihnen ein schätzbares Geschenk.«

»Ach, mein Gott! Wohin wird uns die Clarinette führen!« seufzt Horace.

»Und es war in der That ein herrliches Instrument. Der Deutsche brauchte Geld, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit.... Doch ich erinnere mich, er sagte es mir: seine Frau lag im Wochenbett ... ob es aber ein Knabe oder ein Mädchen war, weiß ich nicht mehr ...«

»Es mag immerhin ein Kaninchen gewesen sein,« fiel ihm Horace in's Wort. »Aber ich bitte Sie, fassen Sie sich kurz, wir haben noch nicht gefrühstückt.«

Der Künstler sieht den jungen Mann erstaunt an, verneigt sich gegen ihn und fährt fort:

»Der Deutsche verkaufte mir also die Clarinette für hundert Thaler; sie war viel mehr werth, aber dies ist ein bemerkenswerther Umstand ...«

»Die Umstände sollten Sie lieber weglassen.«

»Gestern ging ich aus, um einem jungen Engländer eine Clarinettenlection zu geben. Dieser mir sehr werthe Schüler hat die glücklichsten Anlagen; er spielt schon Solostücke. Ich habe für ihn etwas componirt, das er nächstens in einer Soirée vortragen wird: es sind Variationen über ein beliebtes Thema, über ... warten Sie ... es muß Ihnen sehr bekannt sein ... es wird mir sogleich beifallen ...«

Hier fängt Horace an mit Messer und Gabel auf dem Tische zu trommeln; der Tonkünstler wendet sich zu ihm und sagt:

»Nein, nein ... die Melodie ist's nicht.«

Horace trommelt immer fort, seine Tante kann's nicht hören, sie ist zu weit von ihm entfernt; der Professor entschließt sich, mit Messer- und Gabelbegleitung fortzufahren:

»Richtig, über das Motiv: Petit blanc! Petit blanc si doux! — Mein junger Engländer hat eine Clarinette gekauft, die sehr schön, aber mit der meinigen nicht zu vergleichen ist; sie hat nicht den sammetweichen, lieblichen Ton, den ich meinem Instrumente entlocke; denn ich kann, ohne mich zu rühmen, sagen, daß ich ein sehr reines Spiel habe, ein Spiel . . .«

»Vorhang auf! oder mein Geld zurück!« ruft Horace und trommelt noch stärker auf dem Tische. Der ganz verblüffte Professor fährt fort:

»Gestern endlich nehme ich mein kostbares Instrument mit, um meinem Zögling eine Lection zu geben, denn er wünscht immer auf meiner Clarinette zu spielen. Ich gehe fort und kaum habe ich mich einige Schritte von meiner Thür entfernt, so gleite ich aus, falle und zerbreche meine Clarinette an zwei Stellen. Und was war Schuld daran? Eine Wurst!«

»Nicht möglich!« sagt Horace, »eine Clarinette mit einer Wurst zu zerbrechen, muß sehr schwer sein.«

»Die Wurst ist die Hauptursache; wenn ich nicht daraufgetreten hätte, wäre ich nicht ausgeglitten und hätte folglich mein Instrument nicht zerbrochen.«

»Das hätten Sie gleich sagen sollen!«

»Madame, die Wurst muß von dem Metzger kommen.«

»Das pflegt ihr Ursprung zu sein.«

»Und es steckt auch ein Knabe dahinter, der sich auf

den Stiegen herumtreibt; er ist ein Sprößling der israelitischen Familie im dritten Stocke. Ich habe bei dem Vater, bei dem Metzger, bei dem Polizeicommissär Klage geführt; ich habe nicht den Knaben, sondern die Wurst oder vielmehr den Wurstmacher angeklagt. Würden Sie wohl glauben, daß der Commissär ... Mein Gott! Welchen Lärm macht der junge Herr auf dem Tische! Er lernt wohl das Trommeln?«

»Zum Schluß, wenn ich bitten darf!«

»Denken Sie sich, Madame, der Commissär sagte mir, er könne über eine Wurst kein Protocoll aufnehmen; es gehe ihn nicht an, es sei dies Sache des Hausmeisters. Aber wenn kein Hausmeister vorhanden ist, so beklagt man sich beim Hausherrn, und deshalb ... er scheint den Tisch zerschlagen zu wollen ... deshalb komme ich zu Ihnen ...«

»Ich menge mich nie in die Streitigkeiten der Hausbewohner,« erwiedert Madame Rennecart; »hier ist Ihre Quittung.«

»Ei! so nehmen Sie sich meiner an! Ich werde ... Aber hier ist's nicht mehr auszuhalten, ich würde auch taub werden.«

Der Clarinettist hält sich die Ohren zu und verläßt wüthend das Zimmer.

»Er ist fort! Victoria! ... O der unausstehliche Schwätzer! ... Jetzt wollen wir endlich frühstücken.«

Die Drei setzen sich an den Tisch; aber kaum haben sie einen Bissen zum Munde geführt, so ertönt die Thürglocke wieder.

»Und wenn's der Teufel wäre,« sagt Horace, »ich gehe nicht von der Stelle.«

Fünftes Capitel.

Junge Freunde, junge Liebe.

Virginie ist schnell aufgestanden, um den neuen Besucher einzulassen. Sie bringt nicht den Teufel, sondern den hausherrlichen Neffen, der, als er einen jungen Mann an einem wohlbesetzten Tische sitzen sieht, erröthend und zitternd in der Thür stehen bleibt und nicht weiß, ob er vortreten soll.

»Kommen Sie doch herein, mein lieber Herr,« sagt Madame Rennecart. »Wir haben uns heute verspätet. Denken Sie sich, wir haben noch nicht gefrühstückt.«

»Nein, wir fangen eben erst an,« sagt Horace, der sich durch den Besuch gar nicht stören läßt. »Wir haben schon zu lange unterbrochenes Frühstück gespielt, jetzt stehe ich nicht wieder vom Tische auf.«

»Dieser Herr ist der Neffe des neuen Hausherrn, lieber Horace . . .«

»Und wenn er der Neffe des Kaisers von China wäre, so sehe ich nicht ein, warum ich in seiner Gegenwart nicht essen sollte, wenn ich einen wahren Wolfshunger habe. Der Herr ist beiläufig von meinem Alter, er muß

guten Appetit haben und einsehen, daß man gegen ein Uhr Mittags gern frühstückt.«

Oswald bleibt in seiner Befangenheit auf der Schwelle stehen und stammelt:

»Allerdings, mein lieber Herr. Es würde mir sehr leid thun, Ihnen lästig zu werden. Ich bedaure, daß ich zur Unzeit gekommen bin. Ich gehe und ich werde wieder kommen ...«

Aber Virginie fällt ihm rasch in's Wort:

»Warum wollen Sie denn fortgehen? Fürchten Sie sich denn vor meinem Bruder?«

Als Oswald hört, daß der junge Mann, der hier zu Hause zu sein scheint, Virginiens Bruder ist, erheitert sich sein Gesicht, seine Zaghaftigkeit verschwindet und er begrüßt Horace sehr freundlich.

»So, der Herr ist Ihr Bruder ...«

»Ja wohl, mit Ihrer gütigen Erlaubniß,« antwortet Horace mit vollem Munde. »Ich bin Horace Bermont, der Neffe der hier anwesenden verehrten Dame, die noch nicht weiß, ob sie frühstücken soll. — Setze Dich doch, Tante. Der Herr sieht ja gar nicht schrecklich aus, er wird Dich nicht am Essen hindern.«

»Aber er hat keine Zeit ... ich habe ihm die Miethgelder zu übergeben ...«

»Ich habe Zeit genug, Madame, ich habe gar nichts zu versäumen,« antwortet Oswald, der inzwischen in das Zimmer getreten ist. »Und wenn's Ihnen nicht unangenehm ist, so bleibe ich hier, während Sie frühstücken.«

Virginie hat bereits einen Stuhl herbeigeholt und neben den ihrigen gestellt. Oswald setzt sich und sagt:

»Ich bitte Sie, beeilen Sie sich nicht um meinetwillen, ich habe Zeit; mein Oheim ist mit seiner Frau ausgefahren und wird wahrscheinlich erst spät nach Hause kommen.«

»Nun, da Sie es erlauben, wollen wir frühstücken. Uebrigens sehen Sie, daß mein Neffe nicht auf Ihre Erlaubniß wartet, er läßt sich's schon wohl schmecken.«

»Ja wohl, Tante, ich konnte es nicht mehr aushalten. Wenn noch ein Miethsmann gekommen wäre, ich glaube, daß ich ihn gefressen hätte. — Aber nehmen Sie doch Platz am Tische, mein lieber Herr, und frühstücken Sie mit uns.«

»Ich danke Ihnen, ich habe schon gefrühstückt.«

»Was thut das! Fangen Sie nur wieder an; ich habe oft schon dreimal gefrühstückt.«

»O, bei meinem Oheim wäre das schwer; Alles geht nach der bestimmten Ordnung. Wir haben höchstens zwanzig Minuten zum Frühstück; dann geht's wieder an die Arbeit.«

»Was für ein Geschäft hat Ihr Herr Oheim?«

»Er ist Banquier. O, er macht viele Geschäfte; wir sind unser Vier in seinem Bureau, aber es ist wahrlich nicht zu viel. Wir haben so viel zu thun, daß wir oft bis Mitternacht arbeiten müssen. Mir liegt nichts daran, aber es gibt Commis, denen es nicht behagt. Ich glaube sogar, daß uns der Buchhalter bald verlassen wird ... mein Oheim müßte denn seine Besoldung erhöhen und ich bezweifle es.«

»Ei, siehe da, ich komme so eben nach Paris und suche einen Platz. Es würde sich schön treffen, wenn bei

Ihrem Herrn Oheim einer zu besetzen wäre. Würden Sie vielleicht ein gutes Wort für mich einlegen? Sie kennen mich freilich nicht; aber meine Tante und meine Schwester werden Ihnen sagen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, der keinem Huhn etwas zu Leide thut.«

»O ich zweifle nicht daran.«

»Und was meine Fähigkeit betrifft, kann ich für mich bürgen; ich verstehe die Buchhaltung, habe im Conto Corrent gearbeitet, kenne die Wechselgeschäfte mit allen europäischen Handelsplätzen und spreche so gut englisch wie französisch. Glauben Sie, daß ich einen Platz ausfüllen könnte?«

»Sie würden meinem Oheim sehr wesentliche Dienste leisten. Ich will mit ihm sprechen und ihm sagen, was Sie leisten können.«

»Und eine wunderschöne Schrift! Das hätte ich beinahe vergessen . . .«

»O ja, mein Bruder hat eine sehr hübsche Schrift,« setzt Virginie hinzu, »und zumal sehr leserlich.«

»Mein Fräulein, ich werde Alles dies sagen. Es wird mich sehr freuen, wenn ich Ihrem Herrn Bruder nützlich sein kann.«

Horace wendet sich zu Oswald und reicht ihm die Hand.

»Topp!« sagt er; »ich verlasse mich darauf.«

»Mit Vergnügen.«

»Wie heißen Sie?«

»Oswald Boussi.«

»Sie gefallen mir, lieber Herr Oswald; Ihr Gesicht sagt mir, daß Sie es ehrlich meinen. Bei mir entscheidet

der erste Eindruck, man gefällt oder mißfällt mir bei der ersten Unterredung. — Wollen Sie mein Freund sein?«

»Es wird für mich eine Ehre und eine Freude sein.«

»Ich hoffe, daß die Ehre auf beiden Seiten gleich sein wird. Also, schlagen Sie ein. — So, jetzt sind wir Freunde, und Sie werden Pastetenkruste mit mir essen; man ißt sie ohne Hunger. — Virginie, bringe geschwind ein Glas und einen Teller, mein Freund soll sich mit zu Tische setzen.«

Virginie steht schnell auf und bringt ein Besteck. Oswald setzt sich zwischen Bruder und Schwester, obgleich sich bei Madame Rennecart entschuldigend:

»Madame, Sie werden mich sehr dreist finden, daß ich die Einladung sogleich annehme . . .«

»Sie machen uns ein großes Vergnügen. Mein Neffe ist wohl ein Sausewind, aber er hat gute Eigenschaften, zumal große Aufrichtigkeit . . . die er manchmal sogar etwas zu weit treibt. Wenn er Ihnen seine Freundschaft anbietet, so können Sie darauf zählen, sie wird sich stets bewähren.«

»O, ich bin eben so, Madame; wer meine Zuneigung besitzt, kann auf mich bauen.«

Diese letzten Worte galten eben sowohl dem Bruder als der Schwester, und seitdem Oswald neben ihr saß, war Virginie so glücklich, so zufrieden, daß sie nicht recht mehr wußte, was sie that. Sie that Butter in die Pastete und goß Wasser in das Salzfaß statt in ihr Glas. Ein lautes Gelächter ihres Bruders macht sie ganz verblüfft.

»Warum lachst Du denn, Horace?«

»Ich glaube wohl Ursache zu haben . . . ich lache uber Dich.«

»Ueber mich! Was findest Du denn lächerlich an mir?«

»Du machst ja so närrisches Zeug . . . Du thust Butter in die Pastete, machst Compote aus Salz und Wasser . . .«

»O Gott! Ist es möglich . . .«

»Ich weiß nicht, wo Du den Kopf hast, Jungfer Schwester; aber wenn ich ein alter Vormund wäre, so würde ich den Zustand deines Herzens bedenklich finden.«

Virginie wird kirschroth, während Madame Rennecart ernst verweisend erwiedert:

»Wie kannst Du deiner Schwester auch solche Albernheiten sagen! Du weckst bei ihr Gedanken, die ihr fremd sind . . .«

»Glaubst Du wirklich, Tante, daß sie nicht an Herzensangelegenheiten denke! ... Und jetzt steckt mein Freund Oswald ein Stück Pastetenkruste in die Nase! Essen Sie denn mit der Nase?«

»O nein, es war ein Irrthum . . .«

»Ich glaube vielmehr, daß Sie es aus Galanterie gethan haben, um meiner Schwester zu zeigen, daß sie nicht die Einzige ist, die an Zerstreuungen leidet.«

»O nein . . . ich bin auch sehr zerstreut; mein Oheim liest mir deshalb oft den Text.«

»Dann würden Sie gut zu Virginie passen. Sehen Sie nur, da will sie Brot mit der Gabel zerschneiden!«

»Bruder, wenn Du mich immer so scharf beobachtest, o werde ich noch befangener und getraue mich gar nicht

mehr zu essen. Und es ist recht boshaft, daß Du unsern Gast auf meine Ungeschicklichkeit aufmerksam machst!«

»Mein Freund wird Dir's wohl verzeihen . . . gibt er sich doch alle erdenkliche Mühe, dein Beispiel zu befolgen. — Jetzt wollen wir eins trinken . . . zuerst auf die Gesundheit meiner Tante.«

»O ja, auf die Gesundheit meiner Tante!«

»Ich danke, Kinder.«

»Auf die Freude, die mir das Wiedersehen gemacht hat! — Und mein neuer Freund soll leben! . . . Ach, wenn ich hätte ahnen können, wie vergnügt wir bei diesem Frühstück sein würden, so hätte ich eine Flasche Champagner gekauft.«

»Das fehlte noch!« eifert Madame Rennecart; »sein Geld für Champagner ausgeben . . . Das wäre hübsch! — Lieber Oswald, Sie müssen wissen, daß mein Neffe von Sparsamkeit nicht viel weiß; er gibt sein Geld aus, als ob er ein reicher Mann wäre.«

»Du thust mir Unrecht, Tante. Ich bringe ja einen schweren Geldsack mit nach Paris. Es ist mir schwer geworden, das Geld zusammenzuhalten, aber ich habe es doch nicht ausgegeben; in meinem Alter ist das gewiß aller Ehren werth. Legen Sie auch etwas auf die Seite, Oswald?«

»O nein, das würde mir schwer werden, denn ich bekomme von meinem Oheim nur so viel, wie ich nothwendig zum Leben brauche.«

»Der Herr Onkel scheint sehr genau zu sein.«

»Ich kann mich nicht beklagen. Es wäre sehr un-

dankbar von mir; denn als ich meinen Vater verlor, war ich erst eilf Jahre alt. Was würde aus mir geworden sein, wenn sich mein Oheim meiner nicht angenommen hätte!«

»Ihre Mutter war also schon früher gestorben?«

»Ja, ich hatte sie schon verloren, als ich noch ein Kind war.«

»Und Ihr Vater hat Ihnen kein Vermögen hinterlassen?«

»Nein, gar nichts.«

»War er auch Banquier?«

»Nein, er war Seemann und später machte er Handelsgeschäfte; er versendete Waaren zu Schiffe nach Amerika und noch weiter.«

»Aber um Waaren zu versenden, muß man Geld haben.«

»Allerdings, man schickte ihm andere Waaren zurück, die er in Frankreich verkaufte; aber es scheint, daß das Schiff, welches ihm die Tauschartikel für seine letzte Sendung bringen sollte, untergegangen ist, und leider hatte mein Vater Alles was er besaß in dieses letzte Geschäft gesteckt. Der Verlust des Schiffes hat ihn völlig ruinirt. — Alles dies habe ich von meinem Oheim erfahren, denn ich war hier zu Paris in einer Privatschule und mein Vater war in Marseille, als er starb.«

»Ich sehe, lieber Oswald, daß wir Beide nicht vom Glück begünstigt worden sind: Ihr Vater hat vor seinem Tode Alles verloren, dem Unsrigen hat man nach seinem Tode Alles genommen, d. h. die Leute, mit denen er gemeinsame Geschäfte gemacht hatte, haben sich Alles zugeeignet, Alles verkauft. Man war indeß so gütig, uns anzu=

zeigen, die Ehre unseres Vaters sei makellos, er sei ihnen nichts mehr schuldig. — Aber wir sind jung, wir werden uns selbst einen Weg bahnen; wir haben ja Kraft und Muth. Sie haben doch Muth?«

»Ich glaube wohl ...«

»Sie scheinen Ihrer Sache nicht ganz gewiß zu sein. Nun, ich werde Ihnen mit einem guten Beispiel vorangehen. Nichts eifert so an wie das Beispiel. — Jetzt haben wir gespeist, Tante; bekommen wir Kaffee?«

»Wie sagst Du?«

»Ich frage, ob wir Kaffee bekommen.«

»Kaffee? O nein. Du wirst ein Sybarit, lieber Junge. Wir leben einfach, die Verhältnisse bringen es so mit sich; wir würden sonst die beiden Enden nicht zusammenbringen.«

»O, wenn ich an einem Ende bin, kümmere ich mich wenig um das andere. — Oswald, rechnen Sie mit meiner Tante ab, dann gehen Sie mit mir; ich will Ihnen meine Wohnung zeigen, wo ich gestern Abends einen Ball gegeben habe. Dann trinken wir im türkischen Garten eine Tasse Kaffee.«

»Wie! Bruder, Du willst mit Herrn Oswald fortgehen!« sagt Virginie mit schmollender Miene, die ihr zum Entzücken stand. »Er würde vielleicht lieber hier geblieben sein; ich hätte ja Kaffee holen können.«

»Laß uns doch in Ruhe, wir wollen einen Spaziergang machen. Und dann spielen wir eine Partie Billard. Spielen Sie Billard, Oswald?«

»Nein, ich habe es nie versucht.«

»Armer Junge! Er kann nicht Billard spielen. Der Herr Onkel vernachlässigt Ihre Ausbildung. Aber ich will

Ihr Lehrmeister sein, es lernt sich sehr schnell, zumal unter meiner Anleitung.«

Während die jungen Leute mit einander sprechen, zählte Madame Rennecart die verschiedenen Summen, welche sie dem Neffen ihres Hausherrn zu übergeben hatte. Virginie nähert sich ihr, hält ihr den Hörtrichter an's Ohr und sagt seufzend:

»Tante, mein Bruder will mit Oswald ausgehen und ihn das Billardspiel lehren. Oswald wird sich gewiß langweilen; er würde gewiß lieber nicht mitgehen. Könntest Du es meinem Bruder nicht begreiflich machen?«

Madame Rennecart wendet sich zu ihrem Neffen und ruft ihm zu:

»Wie! Du willst schon Billard spielen und Herrn Oswald mitnehmen?«

»Nun, was liegt denn daran, liebe Tante? Sollen sich denn junge Leute nicht ein bischen unterhalten? Es ist ja heute Sonntag! Aber Du kannst ganz unbesorgt sein, wir wollen recht vernünftig sein. Ich bürge für meinen Freund und er bürgt für mich; er ist also in guten Händen. — Jetzt nehmen Sie Ihr Geld, Oswald, und gehen Sie mit mir. — Was sehen Sie denn so aufmerksam an?«

»Den großen Gliedermann, der über dem Spiegel festgemacht ist.«

»Das ist meine Erfindung; es ist ein sichtbarer, in's Auge fallender Glockenzug, der meine Tante von jedem Besuch in Kenntniß setzt. Ich werde ein Erfindungspatent darauf nehmen. — Nun, sind Sie fertig? Wir wollen gehen.«

Oswald empfiehlt sich den Damen und sagt:

»Ich werde noch heute mit meinem Oheim von meinem neuen Freunde sprechen und werde Ihnen sagen, was er mir geantwortet . . .«

»Ja,« fällt ihm Virginie in's Wort, »Sie kommen diesen Abend wieder, nicht wahr? Sie finden . . . meinen Bruder dann gewiß zu Hause.«

»Ja, mein Fräulein. O, ich komme ohnehin erst nach neun Uhr, denn ich kann selten früher das Bureau verlassen.«

»Nun, kommen Sie, Zauderer!« sagt Horace und nimmt Oswalds Arm. »Wenn Sie meine Schwester anhören, so werden wir diesen Abend noch hier sein.«

Er entfernt sich mit seinem neuen Freunde, der der schmollenden Virginie nur noch einen Blick zuwerfen kann. Sie antwortet ihm in derselben Sprache, der einzigen, die in allen Ländern üblich ist.

Sechstes Capitel.

Der verborgene Schatz.

Horace hat seinen neuen Freund mitgenommen, hat ihm sein Zimmer gezeigt, die Aussicht gepriesen und erklärt, daß man bei ihm mindestens vier Nächte in der Woche nach der Musik gegenüber tanzen könne. Oswald findet Alles sehr hübsch und in der That war das Dachstübchen, welches er im Hause seines Oheims bewohnte,

noch einfacher als dieses. Als Horace sein Local nach Gebühr gelobt hat, sagt er zu Oswald:

»Sie kennen jetzt die Annehmlichkeiten meiner Wohnung. Unter Freunden thut man sich keinen Zwang an; Sie können mit Ihrer Geliebten hier tanzen, wann Sie wollen, ohne daß es Ihnen etwas kostet. Kommen Sie mit ihr Samstag Abends gegen eilf Uhr, Sie können sich unterhalten wie auf einem Ball.«

Oswald erröthet bis über die Ohren und antwortet:

»Ich habe keine Geliebte . . .«

»Wirklich! nicht einmal eine kleine Bekanntschaft?«

»Nein.«

»Das wundert mich sehr. Ich hatte in Rouen drei; ich muß gestehen, daß meine Stellung in einem Conditoreigeschäft mir die Eroberungen leicht machte. Die Frauenzimmer lieben die Süßigkeiten; mit einer Handvoll gebrannter Mandeln wird man gar bald Hahn im Korbe. Aber in Paris gibt's auch viele Gelegenheiten.«

»Bedenken Sie nur, daß ich den ganzen Tag in meines Oheims Bureau bin; ich speise bei ihm; nach Tische gehe ich wieder hinunter und arbeite bis neun Uhr, oft noch länger; wo soll ich da Gelegenheit finden?«

»Das ist wahr. Aber Sie gehen doch nicht um neun Uhr zu Bett?«

»Nein, im Sommer gehe ich spazieren.«

»Nun, auf Spaziergängen sieht man hübsche Gesichter.«

»Ja wohl, aber ich habe keinen Sou in der Tasche.«

»Armer Junge! — Ich kann mich ganz in Ihre

Lage versetzen, nichts macht so blöde wie eine leere Tasche. Ein altes Sprichwort sagt: »Wer kein Geld hat, kann keinen Thürsteher halten.« Meiner Meinung nach sollte man lieber sagen: »Wer kein Geld hat, findet kein Liebchen.« Denn der Anspruchlosesten kann man doch nicht weniger als ein Glas Bier anbieten. Und das ist noch sehr lumpig! — Aber Ihr Oheim ist ein Unmensch, daß er's Ihnen an Allem fehlen läßt. Er erhält Sie, das ist sehr gut, aber keineswegs genug. In Ihrem Alter muß man zuweilen eine Partie mit guten Freunden machen, ins Kaffeehaus gehen können . . .«

»Ich gehe nie in ein Kaffeehaus.«

»Es kommt immer besser! Sie sind ja eine Vestalin, lieber Kleiner. — Kommen Sie, ich will Sie hinführen. Und wenn ich zu Ihrem Oheim komme, werde ich für Ihre Ausbildung schon sorgen, wir sind ja dann oft beisammen. Einstweilen will ich Sie im Billardspiel unterrichten.«

Horace geht mit seinem neuen Freunde in das Café Turc. Er läßt Kaffee mit Cognac, dann Grog und Punsch kommen, gibt ihm Anleitung zum Billardspiel und ist sehr erfreut über die Leichtigkeit, mit der er lernt. Um fünf Uhr endlich trennen sich die jungen Leute und Oswald sagt zu Horace, daß er sich den folgenden Abend zu Madame Rennecart begeben werde, um ihm anzuzeigen, was sein Oheim geantwortet.

Der Banquier war zu Hause, und sehr erstaunt über das lange Ausbleiben seines Neffen, der ihm den Miethzins bringen sollte, schritt er ungeduldig in seiner Wohnung auf und ab, ging in sein Geschäftslocal hinunter, kam wieder herauf und sagte zu seiner Frau:

»Es ist mir unbegreiflich! Es ist bald fünf Uhr und Oswald ist noch nicht wieder zu Hause. Er ist doch um halb eins fortgegangen, um den Miethzins von meinem Hause in der Rue du Temple einzucassiren. Was mag das zu bedeuten haben?«

»Er wird vermuthlich spazieren gehen . . .«

»Spazieren! Man geht nicht spazieren, wenn man viel Geld bei sich hat. Es ist sehr unbesonnen!«

»Bist Du etwa besorgt? Fürchtest Du, Oswald werde das Geld verthun? Ich glaube, dein Verdacht ist ganz unbegründet, denn die Aufführung des armen Jungen ist immer musterhaft gewesen.«

»Ich habe ja keinen Verdacht gegen meinen Neffen. Er ist allerdings verständig, anspruchslos; ich habe auch immer ein wachsames Auge auf ihn . . . aber es schlägt schon fünf Uhr. Er mag höchstens eine Stunde bei Madame Rennecart geblieben sein; er hätte dann nach Hause kommen und das empfangene Geld bringen sollen. Das war vor Allem seine Pflicht und wenn er Lust hatte, spazieren zu gehen, so konnte er wieder fortgehen. Aber er ist seit halb eins nicht nach Hause gekommen. Ich begreife nicht, wo er sein mag; ich halte ihn einer Veruntreuung nicht fähig; aber da er nicht sehr pfiffig ist, könnte er sich beschwatzen, bestehlen lassen. In Paris gibt's ja so viele Gauner und diese Menschen wittern sogleich, wenn Jemand eine etwas bedeutende Summe bei sich hat.«

»Oswald ist nicht so dumm, wie Du glaubst, er würde sich nicht bestehlen lassen . . .«

»O, es werden oft die klügsten Leute bestohlen, es

kommt darauf an, wie man anfängt. Kurz und gut, er kommt nicht . . . die Stockuhr zeigt zehn Minuten über fünf . . .«

»Er weiß wohl, daß wir nicht vor halb sieben Uhr speisen.«

»Aber wenn man Rechnung abzulegen hat, kommt man nicht erst unmittelbar vor Tisch nach Hause.«

»Man kann ja Bekannte treffen, die einen Aufenthalt verursachen.«

»Was für Bekannte? Oswald hat keine, er kennt Niemand als die Personen, die er hier sieht, und von unserer Gesellschaft würde sich keiner in ein langes Gespräch mit meinem Neffen einlassen. Ich gestehe, daß ich anfange Verdacht zu schöpfen. Oswald sieht sehr verständig und ordentlich aus; aber wer kann wissen, ob hinter dieser kalten Hülle nicht heftige Leidenschaften verborgen sind, die nur eine Gelegenheit erwarteten, um auszubrechen.«

»Heftige Leidenschaften! Dein Neffe . . . ha! ha! ha! das ist wirklich zum Lachen.«

»Du bist sehr glücklich, daß Du über Alles, selbst über ernste Dinge, lachen kannst.«

»Nun, wie groß ist denn die Summe, die Oswald eincassiren sollte?«

»Eilfhundert fünfzig Francs.«

»Eilfhundert! und wegen dieser erbärmlichen Summe machst Du Dir so viel Angst und böses Blut! Wie oft hast Du gesagt: Ich habe Floquart tausend Francs, zweitausend Francs beim Spiel in einer Soirée geliehen; es ist wohl möglich, daß er sie mir nicht wieder gibt; — und das schien Dir keine Sorgen zu machen.«

»Das ist etwas ganz Anderes. Floquart bringt mir sehr oft gute Geschäfte zu; überdies hat er mir Alles was ich ihm geliehen zurückgegeben; ich hatte damals Unrecht . . . ein Viertel auf sechs! Jetzt halte ich's nicht mehr aus; ich laufe in die Rue du Temple; ich muß von Madame Rennecart erfahren, ob mein Neffe den Miethzins eincassirt hat; dann gehe ich auf die Präfectur und zeige die Sache an, um schleunige Nachforschungen zu veranlassen . . .«

Herr Bouffi hat diese Worte noch nicht beendet, als die Salonthür langsam geöffnet wird und Oswald erscheint. Der junge Mann hatte das Café Turc um fünf Uhr verlassen, aber er brauchte eine gute Viertelstunde, um den Weg in die Rue de Provence zurückzulegen. Er hatte gehofft, sein Oheim sei noch nicht wieder zu Hause; als er von dem Hausmeister erfährt, daß Herr und Madame Bouffi schon sehr lange wieder zu Hause sind, fürchtet Oswald eine Strafpredigt, und er erscheint mit großer Befangenheit vor ihnen.

»Ah! da ist er endlich,« ruft der Banquier, als er seinen Neffen, dessen Befangenheit ihm verdächtig vorkommt, in die Thür kommen sieht. »Wirst Du mir gefälligst sagen, wo Du gewesen bist? Es ist ein Viertel auf sechs, und Du hättest um zwei Uhr wieder hier sein sollen.«

»Entschuldigen Sie, lieber Onkel, ich glaubte . . . ich dachte . . .«

»Wo ist das Geld?« unterbricht der Banquier. »Du weißt, daß Du eilfhundert fünfzig Francs einzucassiren hattest.«

»Ja wohl, hier ist das Geld.«

Oswald zieht das Gold und die Banknoten aus der Tasche und legt die ganze Summe auf einen Tisch. Der Anblick des Goldes beruhigt den Banquier, er zählt sogleich die Summe, und da er sie richtig findet, wirft er sich in einen Fauteuil und fügt mit sanfterem Tone hinzu:

»Aber warum kommst Du denn so spät nach Hause, Oswald? Mit einer so bedeutenden Summe in der Tasche soll man nicht spazieren gehen, es ist unbesonnen; man kann das Geld verlieren, man kann ... Ei! es ist sonderbar ... tritt doch näher ... wahrhaftig, ich irre mich nicht, Du riechst nach Punsch ... sogar sehr stark! Was bedeutet das? Antworte und lüge nicht.«

»Ja wohl, Onkel, ich habe Punsch getrunken ... ich halte es nicht für unrecht ...«

»Allerdings, Morgens soll man keinen Punsch trinken; das ist Ausschweifung, Liederlichkeit. Abends lasse ich's allenfalls gelten. Du hast also viel Geld zu verlieren, daß Du es so vergeudest?«

»Onkel, Sie wissen wohl, daß ich kein Geld zu meinem Vergnügen auszugeben habe. Man hat mich mit Punsch bewirthet.«

»Das ist etwas Anderes. Wer hat Dich denn bewirthet?«

»Ein junger Mann, dessen Bekanntschaft ich diesen Morgen machte und dessen Freund ich bereits bin.«

»Ha! ha! ein sonderbarer Mensch!« sagt die Banquiersfrau, die in einem Modejournal blättert.

»Nicht wahr, ein verständiger Mensch, auf den man sich verlassen kann!« eifert Boussi; »er ist schon der Freund

eines liederlichen Patrons, den er erst heute kennen gelernt! Dieser Jemand hatte die Summe gewittert, die Du bei Dir hattest, und er hat Dich mit Punsch bewirthet, um Dich betrunken zu machen und zu bestehlen. Dieser Plan wird durch irgend einen Umstand vereitelt worden sein.«

Oswald bekommt in seinem Unwillen über die Anschuldigung seines neuen Freundes eine Energie, die er noch nie gezeigt hatte; er nimmt eine gerade Haltung an und antwortet mit Entschiedenheit:

»Ich nenne nicht den ersten besten meinen Freund, sondern den Neffen der Madame Rennecart. Ich traf ihn bei seiner Tante und machte seine Bekanntschaft. Er ist ein braver junger Mann und eben von Rouen gekommen, wo er Buchhalter in einem großen Handlungshause gewesen ist. Er besitzt viele Kenntnisse; er spricht und schreibt das Englische so gut wie das Französische, ist mit den Wechselgeschäften vertraut; kurz, er kann erster Commis in einem der ersten Pariser Bankhäuser werden. Das wollte ich Ihnen sagen, lieber Onkel, und Ihnen Horace Bermont bestens empfehlen; er könnte Ihnen sehr nützlich sein und würde sich freuen, wenn er bei Ihnen angestellt würde.«

»So! Der junge Herr sucht einen Platz und hat Dich ersucht, ihn bei mir zu empfehlen?«

»Ja wohl.«

»Auf deine Empfehlung ist nicht viel zu geben. Und dann hat er Dich mit Punsch bewirthet: das ist auch eine schlechte Art sich zu empfehlen.«

»Onkel, es ist ja heute Sonntag . . .«

»Du wärest wohl gern in der Woche von deiner

Arbeit gegangen, um im Kaffeehause zu zechen! Das wäre schön, und so würde es wahrscheinlich dein neuer Freund machen, wenn er in mein Geschäft einträte.«

»O nein, glauben Sie das nicht.«

»Uebrigens habe ich jetzt keinen Platz zu vergeben, ich brauche für den Augenblick Niemand, dein Freund kann also thun, was ihm beliebt.«

»So! Sie wollen ihn nicht nehmen?«

»Nein, ich brauche keinen Commis mehr.«

»Aber es ereignet sich doch zuweilen, daß . . .«

»Genug, ich will nichts mehr davon hören.«

»Sehr wohl, Onkel. Es thut mir nur leid um seine Familie, die wirklich der Theilnahme werth ist . . .«

»Was für eine Familie?«

»Horace Bermont's Familie . . . seine Schwester Virginie und seine Tante, Madame Rennecart. Es sind brave Leute, die reich sein sollten, aber viel Unglück gehabt haben . . .«

»Alle armen Familien haben Unglück gehabt, das fehlt nie.«

»Aber dies ist keine Fabel. Der Bruder der Madame Rennecart, meines Freundes Vater, hat einst eine sehr schöne Besitzung gehabt. Diese befindet sich zufällig neben jener, die Herr Duvaloir zu Montagny verkaufen will.«

»Woher weißt Du das?«

»Von Madame Rennecart; ihr Bruder bewohnte einst jenes Landhaus, und sie wohnte bei ihm. Da er Witwer war, so übernahm sie die Erziehung der Kinder. Es soll zu der Besitzung eine schöne Wiese gehören, die den Namen »Klatschrosen-Wiese« führt . . .«

»Ein hübscher Name!« fällt Madame Bouffi ein; »ich finde ihn ansprechender als das Sykomorenhaus.«

»Und warum hat der Bruder der Madame Rennecart diese Besitzung verkauft?«

»Er hat sie nicht verkauft, aber er ist fast plötzlich gestorben. Er war an mehreren Unternehmungen betheiligt gewesen, und seine Gesellschafter behaupteten, er sei ihnen Geld schuldig; sie ließen seine Besitzung verkaufen und den Kindern Bermont's blieb nichts.«

»Solche Sachen kommen täglich vor.«

»O, wenn's nur das wäre ... aber es ist noch ein traurigerer Umstand ...«

»So! Noch ein anderes Unglück?«

»Denken Sie sich, Onkel, der Vater meines Freundes hat die sonderbare Grille gehabt, Silber oder Gold — man weiß es nicht genau — zu vergraben; kurz, er hat auf der Wiese einen Schatz vergraben ...«

»Was faselst Du da! Das ist ein Ammenmärchen.«

»Nein, es ist kein Märchen. Madame Rennecart selbst hat mir's gesagt; sie war ihrem Bruder mehrmals am frühen Morgen begegnet und hatte ihn lachend gefragt, wo er schon so früh gewesen sei. Herr Bermont hatte ihr geantwortet: »Ich habe meinen Schatz auf der Wiese besucht.« Seine Schwester glaubte anfangs, er scherze; aber als sie öfters die gleiche Antwort erhalten hatte, sagte sie zu ihrem Bruder: »Es ist also wahr, Du hast auf der Wiese einen Schatz verborgen?« Und er antwortete: »Ja, es ist eine Ueberraschung, die ich meinem Sohne bereite, und ich spare sie auf, bis daß er in dem Alter ist, sie zu seinem Nutzen zu verwenden.«

»Das ist wirklich sonderbar. Aber den Schatz haben sie wahrscheinlich gehoben?«

»Nein, das ist eben das Unglück. Herr Bermont erkrankte plötzlich und starb nach drei Tagen. Man kann wohl denken, daß es seiner Schwester nicht in den Sinn kam, ihn zu fragen, wo der Schatz verborgen sei; man würde dem Kranken dadurch zu verstehen gegeben haben, daß man sein nahes Ende erwarte. Ueberdies ahnte man keineswegs, daß er sterben werde, und so nahm er sein Geheimniß mit ins Grab.«

»Aber die Erben werden doch gesucht und nachgegraben haben ...«

»O, wie ist das möglich auf einer zwanzig Morgen großen Wiese, wenn man nicht das kleinste Anzeichen hat! Ich glaube, die Erben haben nicht einmal einen Versuch gemacht, und als die Besitzung verkauft war, mußten sie abziehen.«

»Die Geschichte ist ja ganz romanhaft!« sagt Madame Boussi. »Ein verborgener Schatz! Der Einzige, der um das Geheimniß weiß, stirbt plötzlich, die Kinder müssen ihre Wohnung verlassen ... recht gut durchgeführt.«

»Liebes Kind, ich gestehe Dir, daß ich kein Wort davon glaube. Der Schatz ist nichts als Erfindung, ein Mittel, Theilnahme zu erregen, sich von Einfaltspinseln, die so etwas glauben, bedauern zu lassen.«

»Nein, Onkel, Madame Rennecart erfindet gewiß keine Märchen, um sie für Wahrheit auszugeben.«

»Genug, nimm das Geld und folge mir zur Casse.«

Oswald erwiedert nichts mehr, er nimmt das Geld

und folgt dem Banquier, der sich in sein Bureau begibt, dann seine Casse aufschließt und die empfangene Summe hineinlegt. Alles dies mit ungemein ernster Miene und ohne ein Wort zu sprechen. Dann setzt er sich vor seinen Schreibtisch und scheint nachzusinnen. Der Neffe erwartet die Weisung, sich zu entfernen, aber statt dessen wendet sich Boussi zu ihm, sieht ihn scharf an und sagt zu ihm:

»Oswald, hast Du mir wirklich keine Lügen erzählt? Glaubst Du, daß die Geschichte von dem auf der Wiese vergrabenen Schatz wahr sei?«

»Ich bezweifle es gar nicht, Onkel, und wenn Ihnen Madame Rennecart bekannt wäre, so würden Sie denken wie ich; die alte Dame ist so achtbar, so gebildet ... und warum sollte sie auch lügen?«

Der Banquier sinnt noch eine kleine Weile nach, dann sagt er zu seinem Neffen:

»Oswald, Du mußt die Geschichte ... ich meine die von dem vergrabenen Schatz ... keinem Menschen erzählen: es brauchen nicht alle Leute um Verhältnisse zu wissen, welche diese Familie betreffen. — Du hast mich doch verstanden? Du sprichst mit Niemand davon. Ich befehle es Dir!«

»Gut, Onkel. Ich habe es ja Ihnen und meiner Tante auch nur gesprächswise erzählt. — Und den Neffen der Madame Rennecart wollen Sie nicht nehmen? Er hat eine sehr schöne Schrift ...«

»Ich habe in diesem Augenblicke keinen Platz zu vergeben. — Jetzt geh, laß mich allein.«

Oswald entfernt sich und sagt für sich:

»In diesem Augenblicke wohl nicht, aber am Ende des Monats wird ein Platz frei … wenn er dem Buchhalter keine Zulage gibt.«

Siebentes Capitel.

Auf der Treppe.

Oswald hat nicht ermangelt, den folgenden Abend wieder zu Madame Rennecart zu gehen. Er findet die Tante und die Nichte, Horace war nicht da, er war im Theater.

»Nun, haben Sie eine gute Antwort für meinen Neffen?« fragt Madame Rennecart. »Ich wünsche sehr, daß er bald Beschäftigung finde; ich kenne ihn, er wird sonst die kleine Summe, die er mit von Rouen gebracht, für Unterhaltungen ausgeben. Er verspricht mir zwar, verständig und sparsam zu sein; aber das ist ihm nicht möglich. Sie sehen es, diesen Abend ist er ins Theater gegangen …«

»Wie kannst Du ihm das zum Vorwurf machen, Tante!« entgegnet Virginie. »Ist es denn nicht natürlich, wenn man drei Jahre von Paris entfernt gewesen ist? Alle Leute gehen ja ins Theater, man kommt auf der Eisenbahn weither, um unsere Theater zu besuchen; wir allein gehen nicht ins Theater …«

Dabei stößt sie einen tiefen Seufzer aus. Oswald seufzt ebenfalls, denn er denkt: »Wenn ich Geld hätte,

würde ich Billette kaufen und unter dem Vorwande, daß ich sie geschenkt bekommen, diesen Damen anbieten, die sie wohl annehmen würden. Künftig werde ich keine Bücher mehr kaufen, sondern etwas zu ersparen suchen, um Billete zu kaufen.«

»Sie haben mir nicht geantwortet, lieber Herr Oswald. Was hat Ihr Oheim in Bezug auf meinen Neffen gesagt?«

»Madame, mein Oheim antwortete mir auf meine Anfrage, er habe in diesem Augenblicke keinen Platz zu vergeben, aber später würde er schon . . .«

»Ja, ja, ich verstehe: eine abschlägige Antwort, die nur etwas verblümt ist. Horace glaubte den Platz schon zu haben, er sieht Alles rosenfarben.«

»Tante, ist denn das nicht besser, als Alles schwarz sehen?«

»Liebes Kind, man muß im Leben die Dinge so sehen, wie sie sind; dann macht man sich keine Täuschungen, die zu nichts führen.«

»Madame, ich versichere, daß ich große Hoffnung habe; es ist fast gewiß, daß einer der ersten Commis meines Oheims am Ende dieses Monats austreten wird und dann wird ein Platz leer.«

»Ihr Oheim hat für den Nachfolger wahrscheinlich schon eine Wahl getroffen . . .«

»Nein, Madame, er ahnt noch gar nicht, daß dieser austreten will, wenn er keine Zulage bekommt; der erste Commis hat noch nichts gesagt, weil er hofft, daß mein Oheim ihn für unentbehrlich halte und deshalb, von der

unerwarteten Kündigung überrascht, in jede Bedingung willigen werde.«

»Ich verstehe . . . aber das wird vielleicht auch geschehen.«

Oswald bleibt unter dem Vorwande, Horace zu erwarten und ihm guten Abend zu sagen, ziemlich lange bei Madame Rennecart; aber um halb zwölf entläßt ihn die alte Dame.

»Mein Neffe,« sagt sie, »wird wohl nach dem Theater nicht mehr zu uns kommen, er wird geradewegs nach Hause gehen. Sie werden ihn ein andermal sehen.«

Oswald war weniger auf das Zusammentreffen mit Horace, als auf längeres Verweilen bei Virginie bedacht. Aber jetzt, da er des Bruders Freund ist, entfernt er sich mit minder schwerem Herzen, er hat ja von jetzt an Zutritt im Hause.

Als Horace den andern Morgen zum Frühstück kommt, ist seine erste Frage:

»Nun, wann kann ich mich dem famösen Banquier Bouffi de Nogent vorstellen? Wie mir sein Neffe sagt, gibt er seinen Commis sehr geringe Besoldung. Ich werde meinen schönsten Staat anlegen; man muß Effect zu machen suchen, wenn man etwas erlangen will. Tante, Du mußt mir ein gesticktes Schnupftuch von meiner Schwester leihen, ich mache mir eine weiße Cravatte daraus.«

»Du hast nicht nöthig, für eine weiße Cravatte zu sorgen und große Toilette zu machen; der Banquier hat geantwortet, daß er Niemand brauche.«

»So! er würde das nicht gesagt haben, wenn er wüßte, was ich leisten kann.«

»Lieber Junge, Du machst Dir immer Täuschungen. Du hältst die Hand auf's Auge, wie man zu sagen pflegt. Es ist schwer, eine Anstellung zu finden, und inzwischen solltest Du dein Geld zusammenhalten, statt Morgens ins Kaffeehaus und Abends ins Theater zu gehen.«

»Aha! Tantchen liest mir den Text!«

»Ich lese Dir nicht den Text, aber ich möchte, daß Du etwas besonnener wärest.«

»Ach, das Theater macht meinem Bruder so große Freude,« entgegnet Virginie.

»Ich will Dich ins Theater führen, Schwesterchen, und die Tante auch. Denn Oswald hat mir gesagt, daß ich am Ende des Monats den Platz bekomme.«

»Er läßt sich nicht entmuthigen.«

»Nein, Tante, weil ich jung bin, guten Willen und Beharrlichkeit besitze; damit kommt man ans Ziel.«

»Und hoffst Du immer noch, Bruder, daß die schöne Wiese wieder unser Eigenthum werde?«

»Allerdings, ich hoffe es mehr als je.«

»Aber sage mir doch, Herr Neffe, womit Du die Besitzung wieder ankaufen willst; denn deine Besoldung wird Dir nie erlauben, ein so schönes Landhaus zu haben.«

»Das ist wahr, Tante, ich müßte zu viel auf die Seite legen; aber Du mußt den Schatz nicht vergessen, den Schatz, den mein armer Vater in der Wiese vergraben hat. Mit diesem Schatze bezahle ich das Haus und bringe die Besitzung wieder an uns.«

»Mit dem Schatze! Du weißt ja nicht einmal, an

welcher Stelle der Wiese mein Bruder ihn vergraben hat.«

»Wenn ich es wüßte, so wäre es zu leicht, die Sache würde sich ganz von selbst machen. In der heiligen Schrift heißt es: Suchet, so werdet ihr finden. Und ich werde suchen.«

»Wie willst Du ihn suchen? Wir sind ja in Paris, und der Schatz ist zwölf Stunden von hier.«

»Wir werden ja nicht immer in Paris bleiben. Ueberdies sind zwölf Wegstunden auf der Eisenbahn bald zurückgelegt. In zwei Stunden bin ich dort, und Dich brauche ich dabei nicht, Tante.«

»Aber Du bedenkst nicht, daß die Wiese deinem Vater nicht mehr gehört und daß Du daher nicht das Recht hast, nachzugraben, und wenn Du auch den Schatz auffändest, müßtest Du dem neuen Eigenthümer die Hälfte davon geben.«

»Der Meinung bin ich nicht, Tante. Es ist ja kein unerwarteter Fund, sondern ein Gut, das mir gehört, denn mein Vater hat es der Erde anvertraut, und ich glaube nicht, daß man mir's streitig machen kann.«

»Und ich bin überzeugt, daß man Dir's streitig machen würde. Aber wir sind noch nicht so weit. — Ach! Kinder, wenn Ihr euer Glück auf diesen Schatz gründet, so fürchte ich, daß Ihr euer Leben lang arm bleiben werdet.«

Virginie ist in ihre Arbeit gegangen, und Horace, der nichts zu thun hat, sagt zu sich:

»Bevor ich den in der Erde ruhenden Schatz auffinde, könnte ich vielleicht jenen da oben sehen; denn die kleine

Dame im vierten Stocke ist ein wahrer Schatz. Es ist erst neun Uhr; sie wird gewiß im Laufe des Tages ausgehen, wenn sie auch bereits, was nicht wahrscheinlich, mit Lebensmitteln versehen ist. Ich will daher auf der Treppe Posto fassen, und da die reizende Brünette nicht aus dem Fenster gehen kann, so muß ich sie abfassen. — Wenn ich sage: abfassen, so ist dies nur bildlich zu verstehen, ich werde mir durchaus keine Offensivbewegung erlauben; denn es wäre gewiß nicht das rechte Mittel, mich bei der Nachbarin beliebt zu machen.«

Horace nimmt seine Studentenmütze und schickt sich zum Fortgehen an.

»Willst Du gehen?« fragt Madame Rennecart.

»Ja, Tante, ich will einen Spaziergang machen ... vielleicht begegnet mir ein alter Bekannter, der sich für mich verwenden kann.«

»Da Du nichts Besseres zu thun hast, so thue mir den Gefallen, zu dem Hausglaser zu gehen; es sind einige Scheiben an den Treppenfenstern zerbrochen, er muß andere einsetzen. Hier ist seine Adresse: Rue Port-aux-Choux.«

»Sehr wohl, Tante.«

»Herr Bohême ...«

»Der hat gewiß schönes Glas.«

»Er soll sobald wie möglich kommen.«

»Ja, Tante; Du gehst doch nicht aus, Tante?«

»Nein, ich habe schon Alles eingekauft. — O, ich stehe früh auf. Aber wozu diese Frage?«

»Ich meinte ... Du hättest mir vielleicht noch andere Aufträge zu geben.«

»Ich danke Dir; ich würde Dich doch nicht auf den Markt schicken.«

»Glaubst Du etwa, ich würde mich betrügen lassen?«

»Vielleicht.«

»Du irrst Dich, Tante, ich weiß die frischen Eier sehr gut von den alten zu unterscheiden.«

Horace steckt die Adresse des Glasers in die Tasche und geht fort.

»Ich will mich auf der Treppe herumtreiben,« sagt er zu sich, als er die Thür zugemacht hat. »Ich will die Dame aus dem vierten Stocke wieder sehen, und ich gehe nicht fort, bis ich ihr begegne. Der Glaser kommt später an die Reihe. — Ha! ich höre Geräusch dort oben. Die Küchenthür ist offen, die Vorzimmerthür auch, wie es scheint. Man geht aus und ein. Das ist fatal. Ich will in unserem Stocke bleiben.«

Es war die Frühstückstunde bei der Makkabäerfamilie; die Kinder liefen unaufhörlich aus der Wohnung in die Küche; die Köchin rief den Kindern, die Makkabäerin rief der Köchin, Herr Makkabäus fluchte und der Papagei überschrie alle Anderen mit seinem unvermeidlichen: »Prrrräsentirt das Gewehr!«

Horace lehnt sich auf das Geländer, schaut hinauf und hinunter. — »Wenn der ganze Troß abgefüttert ist,« denkt er, »wird man wohl die Thüren schließen. Unterdessen wird sie vielleicht herunterkommen.«

Eine gute Viertelstunde vergeht. Im dritten Stocke werden die Thüren geschlossen. Horace entschließt sich hinaufzugehen, weil er vermuthet, im vierten Stocke werde

er hören können, ob die junge Dame zu Hause sei. Aber als er eben die ersten Stufen ersteigen will, sieht er den kleinen Jonas herunterkommen. Als er den Knaben erkennt, der die schöne Nachbarin für eine Logenschließerin ausgegeben, steht er still und sieht ihn lachend an. Jonas bleibt ebenfalls stehen, aber er scheint sehr verdrießlich, Jemand zu finden.

»Siehe da, der kleine Jonas, der Sohn des Herrn Makkabäus, der hier oben wohnt und einen Universalhandel treibt.«

»Ja wohl, ich bin's. Was kümmert Sie's denn? Sind Sie denn immer auf der Treppe?«

»Dasselbe könnte ich Dir sagen, kleiner Jonas, denn so oft ich auf die Treppe komme, sehe ich Dich. Weißt Du wohl, daß ich Dir Vorwürfe zu machen habe? Ich erkundigte mich nach einer Dame im vierten Stocke und Du hast mir ganz verkehrte Antworten gegeben.«

»Ich habe ganz recht geantwortet, Sie haben nur verkehrt verstanden.«

»Ich sehe mit Bedauern, lieber kleiner Freund, daß deine Worte immer noch voll Bitterkeit sind. — Aber was hast Du denn in der linken Hand? Wahrhaftig, es ist eine Schnur. Willst Du denn fischen?«

»Ich werde fischen, wenn ich will. Was haben Sie sich darum zu kümmern?«

»Ich sehe wohl, daß Du mein Freund nicht sein willst und daß ich nicht so glücklich bin, Dir zu gefallen.«

»Sie langweilen mich!«

»Nimm Dich in Acht, Freund Jonas; wenn ich die

Leute langweile, so pflege ich Ihnen die gute Laune einzubläuen. Ich möchte ja nur wissen, was Du zu angeln gedenkst. Wenn ein Brunnen im Hofe wäre, so würde ich denken, der kleine Angler hat vielleicht Fische im Brunnen bemerkt; aber es ist nur eine Pumpe im Hofe. — Schneide nur keine Gesichter; ich thue Dir nichts zu Leide. Da Du deine Jugend auf dieser Treppe verlebst, so kannst Du mir wohl sagen, ob die junge Dame, die im vierten Stocke wohnt, diesen Morgen schon ausgegangen ist. Und merke wohl, daß ich nicht Madame Putiphar, die Logenschließerin, sondern die junge, brünette Dame meine ...«

»Ja so, die Frau, die sich versteckt.«

»Warum nennst Du sie denn so, und warum sprichst Du in einem so höhnischen Tone von ihr? Es ist nicht artig zu sagen, die Frau; Du könntest wenigstens sagen die Dame.«

»Ich sage, was unsere Köchin Noëmie sagt; wenn sie die Person vorbeigehen sieht, sagt sie: Da ist die Frau, die sich versteckt!«

»Wenn es eure Köchin sagt, so wundere ich mich nicht über den gemeinen Ausdruck. Warum vermuthet denn Jungfer Noëmie, daß die Dame sich versteckt? Woraus schließt sie das?«

»Das weiß ich nicht. Gehen Sie und fragen Sie Noëmie.«

»Sehr verbunden, junger Angler. Jetzt sage mir, ob Du die Dame diesen Morgen schon gesehen hast, dann magst Du ungestört deine Angel auswerfen.«

»Die Frau, die sich versteckt, ist wie gewöhnlich um

acht Uhr ausgegangen und eine halbe Stunde nachher mit ihrem Korbe wieder nach Hause gekommen.«

»Sie ist ausgegangen und schon wieder zu Hause! Weißt Du das gewiß?«

»Ich sah sie ja heraufkommen; sie hatte in ihrem Korbe ein Huhn, dessen Füße aus dem Korbe guckten. Unsere Köchin sagte noch, das Huhn sei speckfett.«

Horace weiß nun Alles, was er zu erfahren wünschte. Die hübsche Brünette ist schon ausgegangen und wieder nach Hause gekommen. Er verläßt sogleich den kleinen Jonas und dessen Angelschnur, eilt die Stufen hinauf und bleibt erst im vierten Stocke stehen. Dort öffnet er das in den Hof gehende Gangfenster, so daß er die zwei Fenster der räthselhaften jungen Dame sehen kann.

Aber die beiden Fenster sind geschlossen, und durch die Scheiben bemerkt man nur die dicht zugezogenen Vorhänge.

»Ei, der tausend!« sagt Horace für sich, »die Dame scheint sich wirklich zu verstecken. Aber es ist noch früh, sie wird vielleicht noch ausgehen oder ein Fenster öffnen, um frische Luft einzulassen. Ich will warten. — Wie wär's, wenn ich ein Lied anstimmte? Man sagt, ich hätte eine hübsche Stimme; Madame Huberty — ich weiß jetzt ihren Namen — würde aufmerksam werden. Aber sie würde vielleicht glauben, ich sei ein Straßensänger, und mir zwei Sous zuwerfen. Das wäre beschämend ... ich will lieber nicht singen.«

Horace stand eine Zeit lang am Fenster; er schaute selten hinunter, weil er die Fenster zur Seite beobachtete.

Als er indeß zufällig einen Blick in den Hof hinunterwirft, bemerkt er die aus einem Gangfenster des zweiten Stockes herabhängende Schnur des kleinen Jonas. An diese Schnur ist ein bis in den Hof hinabreichender Bindfaden geknüpft, und an dem Bindfaden sind starke Angeln befestigt; um aber die Angeln nach Belieben in einer bestimmten Richtung werfen zu können, ist an denselben ein ziemlich dicker Stein festgebunden.

Von Zeit zu Zeit setzt der junge Angler seine Schnur in eine schwingende Bewegung, welche den Stein und die Angeln in die Werkstatt des Wurstmachers werfen soll. Da dieses Fenster immer offen ist, so ist ein Zerschlagen der Glasscheiben nicht zu fürchten; und da die fertige Waare immer ins Fenster gelegt wird, so kann leicht eine für den Laden bestimmte Wurst geangelt und aufgezogen werden.

Der kleine Jonas hatte Alles dies sehr genau berechnet; die Schnur hatte die erforderliche Länge, um vom zweiten Stocke aus angeln zu können, im ersten Stocke wäre er zu nahe gewesen und hätte leicht gesehen werden können. Deshalb war er so verdrießlich gewesen, als er im zweiten Stocke, wo er seine Angel auswerfen wollte, Jemand fand.

Horace lacht laut über die sinnreiche Idee des kleinen Makkabäers und beobachtet eine Zeit lang die Schwingungsbewegungen der Schnur; aber obgleich Jonas seine mit dem Stein beschwerten Angeln wiederholt gegen die im Fenster liegenden Eßwaaren wirft, hat bis jetzt noch kein Fisch angebissen.

»Ob ich hier den ganzen Tag vergebens warten soll?« murrt Horace, der sich keiner großen Geduld rühmen kann. Aber plötzlich fällt ihm etwas ein.

»Wie dumm bin ich doch!« sagt er; »ich habe ja einen ganz natürlichen Vorwand, an der Thür der Dame zu schellen. Meine theuerste Tante hat mir ihn gegeben. — Der Glaser! Ich soll zum Glaser gehen und ich muß mich doch erkundigen, ob zerbrochene Fensterscheiben in den Wohnungen sind, damit der Mann Alles machen kann, während er im Hause ist. Die Sache macht sich von selbst. Ich schelle.«

Es dauert eine Weile, ehe die Thür geöffnet wird. Endlich erscheint Madame Huberty und fragt Horace erstaunt und ziemlich unfreundlich, was er wünscht. Er läßt sich durch diesen Empfang nicht abschrecken, er begrüßt die Dame mit einigen höflichen Verbeugungen und antwortet:

»Verzeihen Sie, Madame. Ich störe Sie vielleicht. Ich weiß nicht, ob Sie mich wiedererkennen; ich bin der Neffe der Madame Rennecart. Ich habe schon einmal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Sie waren so gütig, mir zu sagen, wo meine Tante wohnt . . . als ich eben angekommen war.«

»Ja, ich erinnere mich; aber daraus kann ich nicht schließen, was Sie jetzt wünschen.«

»Ich will's Ihnen sagen, Madame. Meine Tante schickt mich . . . aber ich kann nicht zugeben, daß Sie um meinetwillen hier in der Thür stehen bleiben, Sie könnten sich erkälten.«

Horace trat bei diesen Worten etwas vor, in der Er-

wartung, Madame Huberty werde ihn einladen, in ihre Wohnung zu kommen. Er hatte sich nicht geirrt; sie hielt es unhöflich, ihn vor der Thür abzufertigen. So befindet er sich in einem ziemlich einfach möblirten Zimmer, das er neugierig mustert. Die junge Dame bietet ihm jedoch keinen Stuhl; sie selbst setzt sich nicht und sagt zu ihm:

»Belieben Sie mir zu sagen, warum Madame Rennecart Sie zu mir schickt.«

»Ja, richtig, ich habe es Ihnen noch nicht gesagt, Madame. Ich bin sehr zerstreut . . . und in Ihrer Nähe ist eine Zerstreuung wohl zu entschuldigen.«

Horace glaubte keinen Umweg machen zu dürfen; er mußte es für ein seltenes Glück halten, die so schwer zugängliche Nachbarin sprechen zu können; aber seine Schmeichelei macht keinen guten Eindruck. Madame Huberty nimmt eine noch strengere Miene an und erwiedert:

»Mein Herr, belieben Sie sich sogleich zu erklären, denn ich habe keine Zeit zu einer langen Unterredung.«

Das Gesicht des jungen Mannes verfinstert sich und er beginnt mit einiger Befangenheit:

»Madame, der Hausglaser wird heute kommen und meine Tante wünscht zu wissen, ob Sie seiner etwa bedürfen. Wenn Sie etwa eine zerbrochene Fensterscheibe haben, würde sie ihn zu Ihnen schicken.«

Madame Huberty gibt durch Achselzucken zu verstehen, daß sie den Vorwand zu diesem Besuch schlecht gewählt findet, und sie antwortet:

»Ich danke Ihnen, ich brauche den Glaser nicht, es ist bei mir nichts zerbrochen.«

»Wissen Sie das gewiß, Madame? Es ist manchmal eine Fensterscheibe gesprungen, ohne daß man's merkt.«

»Meine Fensterscheiben sind in gutem Stande.«

»Wenn Sie erlauben, will ich selbst nachsehen. Es ist im Augenblicke geschehen.«

»Nein, mein Herr, es ist nicht nothwendig!«

Die junge Dame geht auf die Thür zu und gibt ihrem Besucher zu verstehen, daß er sich empfehlen möge. Es war nicht mehr möglich, das Gespräch zu verlängern. Horace geht rückwärts auf die Thür zu, um die reizende Brünette etwas länger zu sehen. In der Thür fällt ihm noch etwas ein.

»Ich wußte wohl, daß ich noch etwas vergessen hatte,« sagt er; »ich sollte mich erkundigen, ob Ihre Kamine rauchen.«

»Ist denn der Glaser auch Kaminverbesserer?« erwiedert Madame Huberty mit spöttischem Lächeln.

»Ich weiß nicht, Madame, aber es wäre wohl möglich. Sie wissen, daß es Leute gibt, die mehrere Gewerbe treiben; die Krämer sind jetzt Weinhändler, die Bäcker verkaufen Kuchen, die Wechselagenten sind Schriftsteller und ich sehe nicht ein, warum ein Glaser nicht auch Kaminverbesserer sein sollte.«

»Meine Kamine rauchen nicht.«

Horace sieht wohl, daß ihm nichts übrig bleibt, als sich zu entfernen. Als er eben aus der Thür auf den Vorplatz getreten ist, vernimmt er ein lautes, durchdringendes Geschrei, begleitet von Flüchen und Dro-

hungen. Madame Huberty ist in der Thür stehen geblieben und sagt:

»Mein Gott, was ist denn das?«

»Ich vermuthe, was es zu bedeuten hat,« antwortet Horace, der die Stimme des kleinen Jonas erkannt hat. »Erschrecken Sie nicht, Madame, in diesem Hause ist ein Knabe, der ein eifriger Angler ist; wahrscheinlich hat er einen zu großen Fisch gefangen.«

Das Geschrei kam wirklich aus der Kehle des kleinen Jonas; seine Erfindung hatte nicht den erwarteten Erfolg gehabt, und gleichwohl hatten seine Angeln, nach wiederholtem Werfen in das Fenster des Metzgers, eine sehr schöne mit Brotkrumen bestreute Schweinscotelette gefaßt. Der kleine Angler hatte rasch die Schnur aufgezogen; aber die Angeln waren entweder zu schwach für das schwere Fleischstück, oder sie waren schlecht angebunden, genug, sie lösten sich, ehe sie den zweiten Stock erreicht hatten, von der Schnur ab und fielen sammt der prächtigen Cotelette in den Hof. Zum größten Unglück hatte der Metzger, der eben aus dem Laden in die Werkstatt ging, den saftigen Bissen auf den Kopf bekommen.

Der Metzger greift natürlich auf den Kopf, in der Meinung, der fallende Gegenstand sei eine Katze; als er auf seinem Haupte eine sehr schöne mit Brotkrumen bestreute Cotelette findet, schaut er in die Höhe, um zu sehen, woher dieselbe kommt, denn daß Coteletten vom Himmel fallen, hat man bis jetzt noch nicht erlebt. Er bemerkt die Angelschnur, die Jonas noch nicht ganz aufziehen konnte. Ein Hinderniß findet sich fast immer, wenn man sich über die Maßen beeilt; so ging's auch dem Ang-

ler: die Schnur blieb an einem Nagel hangen. Der Metzger eilt die Treppe hinauf und findet den kleinen Jonas noch am Gangfenster des zweiten Stockes. Um die gegenseitige Erklärung zu erleichtern, wirft der Metzger den kleinen Makkabäer auf seinen linken Arm und gibt ihm auf den am meisten exponirten Theil seiner jungen Persönlichkeit einige kräftige Klatsche, begleitet von einer den Umständen angemessenen Strafpredigt:

»Ei! jetzt angelst Du Coteletten! . . . Hast Du denn den Teufel im Leibe! . . . Da hast Du Schweinernes . . . und zugleich die Bezahlung für die Wurst!«

Jonas schrie wie ein Besessener. In einigen Minuten sind alle Hausbewohner auf den Gängen.

»Man mordet meinen Sohn!« jammert die Makkabäerin.

»Er hat gewiß wieder einen Schabernack gemacht,« sagt die Köchin.

»Warum schlagen Sie meinen Kleinen?« sagt der Familienvater, der inzwischen in den zweiten Stock herabgekommen ist.

»Ihr Kleiner stiehlt meine Coteletten . . . er angelt sie jetzt. Sehen Sie nur, er würde eine wunderschöne heraufgezogen haben, wenn die Angel nicht losgerissen wäre. Glücklicherweise ging ich über den Hof, und sie fiel mir auf den Kopf. Sehen Sie, die Angel sitzt noch daran...«

»Es ist nicht wahr! ich habe seine Coteletten nicht geangelt. Ich ließ die Schnur in den Hof, um Ratten zu fangen.«

»Wie der Schlingel lügen kann; die Ratten lassen

sich nicht fangen wie Weißfische. — Nimm Dich in Acht, Kleiner; wenn Du mir wieder einen Schabernack spielst, so ziehe ich Dir die Kleider aus und werfe Dich splitternackt auf die Straße!«

»Abscheulich! meinen Sohn nackt ausziehen . . .«

»Ich verbiete Ihnen, die Kleider meines Sohnes anzurühren, oder ich lasse Sie arretiren.«

»Lassen Sie mich doch in Ruhe; Ihr Sohn wird arretirt werden, wenn er so fortfährt. Er hat schöne Anlagen, und ich rathe Ihnen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben, sonst wird er Ihnen in Ihren alten Tagen keine große Freude machen.«

Der Metzger geht mit seiner Cotelette hinunter, die Hausbewohner ziehen sich zurück. Der kleine Jonas will seine Angelschnur losmachen, aber sein Vater gibt ihm einen Klatsch, der ihn zum Aufgeben seines Vorsatzes zwingt.

»Ich verbiete Dir, künftig Ratten zu angeln!« sagt Herr Makkabäus, seinen Sprößling vor sich hertreibend.

Die anderen Kinder lachen in's Fäustchen, Ezechiel schlägt seinem Bruder ein Schnippchen und dieser sagt leise zu ihm:

»Du würdest von der Cotelette nichts bekommen haben, wenn ich sie geangelt hätte.«

Madame Huberty hat die Scene eben vor ihrer Thür mit angehört.

»Es ist sehr traurig,« sagt sie zu Horace, »so ungerathene Kinder zu haben!«

Und Horace antwortet ihr:

»Es ist noch viel trauriger, daß ich nicht länger mit Ihnen sprechen kann. Warum wollen Sie es nicht?«

»Wozu könnte es Ihnen nützen?«

»Es würde mich sehr glücklich machen . . .«

Madame Huberty erwiedert wehmüthig lächelnd:

»Ich sage Ihnen noch einmal, daß es Ihnen nichts nützen würde.«

Dann tritt sie in ihre Wohnung und schließt die Thür.

Achtes Capitel.

Die Einladungen.

Einige Tage später gab der Banquier Boussi de Nogent ein großes Diner.

Als guter Rechner machte er seine Einladungen keineswegs ohne Absicht. Das Diner mußte ihm viel Geld kosten, aber er wußte es so einzurichten, daß es ihm noch mehr eintrug. — Dieses System ist jetzt sehr in der Mode; wenn man von Personen, die man nicht zu den guten Freunden zählen kann, zu einem großen Diner eingeladen wird, so kann man versichert sein, daß sie Gegendienste dafür erwarten. Schriftsteller und Künstler werden eingeladen, weil ihre Anwesenheit der Eitelkeit des Herrn vom Hause schmeichelt, oder weil sie von Gästen, auf welche ganz besondere Rücksicht zu nehmen ist, gewünscht wird. Mancher wird eingeladen, weil er mit einer hochgestellten Person verwandt ist, oder weil man sich von seinem Witz

— einer immer seltener werdenden Gabe — eine angenehme Unterhaltung verspricht. Kurz, es gibt immer einen Faden, der den Eingeladenen mit Gegenwart oder Zukunft verbindet und ihn zu irgend einer nützlichen Verwendung geeignet macht.

Boussi de Nogent hatte deshalb Vormittags vor dem großen Diner folgendes Gespräch mit seiner Frau:

»Liebe Hortense, Du weißt vermuthlich, welche Einladungen ich gemacht habe.«

»Nein, ich weiß es nicht. Du hast mir wohl einige Personen genannt, aber ich weiß nicht mehr welche.«

»Dann höre mich an und vergiß nicht die Winke, die ich Dir zu geben habe. Dies ist von großer Wichtigkeit, denn das Diner und die Soirée werden mir auf sechs- bis siebentausend Francs zu stehen kommen und eine solche Summe darf man nicht ausgeben, ohne Vortheil daraus zu ziehen. Vor Allen haben wir Nerval, Beaupré, Gamanson, Levolard; der erste ist Millionär, die drei andern sehr reich ... alle vier stockdumm, aber sie sind meine Clienten. Ich bitte Dich, sei recht zuvorkommend gegen sie; denn Narren fühlen sich durch nichts mehr geschmeichelt, als durch äußerliche Achtung, die man ihnen erweist; sie glauben, es sei eine verdiente Huldigung ihrer persönlichen Eigenschaften, und sie sind entzückt. — Dann Burgrave mit seiner Ehehälfte. Ein abgeschmacktes Paar, wirst Du sagen, die Frau ist albern, der Mann weiß nur vom Billardspiel zu sprechen. Das ist sehr wahr, aber Burgrave's Bruder ist Abtheilungschef im Ministerium des Innern, er kann mir zuweilen nützlich sein, und die Empfehlung eines Bruders ist nicht zu verachten. — Ferner Grangeville ...«

»Ach Gott! Er wird sein Spielzeug mitbringen.«

»Wohl möglich; überdies ist er boshaft, verlästert alle Leute; aber trotzdem... oder vielleicht deshalb ist er überall wohl gelitten. Er hat sehr schöne Bekanntschaften und ist mit aller Rücksicht zu behandeln. — Moncastel ist sehr reich...«

»Aber er ist Legitimist und Du bist es nicht.«

»Was liegt daran! Wenn das Interesse in's Spiel kommt, darf man keine Meinung haben. — Dann Duberquet, dessen Schwiegervater Verwaltungsrath bei mehreren Eisenbahnen ist...«

»Er ist ein wüthender Republikaner.«

»Das ist mir sehr gleichgiltig. Es ist sogar recht gut, unter allen Parteien Freunde zu haben, man weiß nie, was geschehen kann. — Ferner Coquelot mit seiner jungen Frau...«

»Du bringst eine langweilige Gesellschaft zusammen! Dieser Coquelot ist unfreundlich und ungeschliffen; seine Frau ist schon sehr cokett, obgleich sie sich das Ansehen gibt, als ob sie nur an ihren Mann dächte.«

»Die Flitterwochen werden schon vergehen. Aber Coquelot ist sehr reich, er hat einige Erbschaften gemacht; er hat viel Geld bei mir angelegt, daher bitte ich Dich, sei recht freundlich gegen das junge Paar.«

»Es ist verlorene Mühe; sie bemerken es nicht...«

»Glaubst Du? Ich halte die kleine Frau nicht für so dumm, wie Du denkst.«

»Dann ist sie arglistig!«

»Madame Volmerange...«

»Was! die langweilige alte Dame, die nur von ihren

überstandenen, gegenwärtigen und noch zu fürchtenden Krankheiten spricht!«

»Madame Volmerange hat sechzigtausend Francs Renten und eine wankende Gesundheit; da sie keine nahen Verwandten hat, die Anspruch auf ihren Nachlaß haben werden, so muß man sie warm halten. — Lagrenois ist freilich nur Finanzbeamter, aber er ist sehr musikalisch und singt schön; es ist einmal Sitte, Abends zu musiciren, und der Abend vergeht auch angenehmer. — Herr Durchamp mit seiner Frau ...«

»Madame Durchamp kann ich nicht leiden, sie ist schrecklich cokett!«

»Aber sie ist sehr hübsch. Man muß einige hübsche Frauen am Tische haben, sonst finden die Männer das Diner langweilig.«

»Aber mich dünkt doch ...«

»Daß Du dabei bist. Du bist allerdings ungemein gut conservirt, Hortense, und kannst unter die hübschen Frauen gezählt werden; aber eine einzige ist nichtgenug; wir haben Madame Durchamp und die kleine Coquelot, die auch nicht übel ist, und so werden die andern erträglich gefunden. Uebrigens kennt Durchamp alle Spiele, er thut, was man will ... er kann sich Abends nützlich machen. — Ferner Floquart ...«

»O, der ist ja dein Vertrauter, Du würdest ihn gewiß nicht vergessen.«

»Du kannst leicht denken, Hortense, daß ich meine Gründe habe, Floquart so zuvorkommend zu behandeln.«

»Ja wohl, ich verlange die Gründe auch nicht zu wissen.«

»Das ist vernünftig gesprochen. — Grébois, der vormalige Advocat, ist dein Günstling, dein Cicisbeo ...«

»Wie! was willst Du damit sagen? Habe ich denn Günstlinge, Courmacher? Wer erkühnt sich, das zu behaupten?«

»Nun, werde nicht böse, Hortense. Es ist ja nur Scherz; ich kenne deine Grundsätze, deine Sittenstrenge.«

»Dann verschone mich mit solchen schlechten Späßen, die ich nicht leiden kann. Du ladest Herrn Grébois ein, weil er als Rechtsgelehrter die Gesetze, die Ränke und Winkelzüge kennt. Bei mehreren Gelegenheiten habe ich gehört, daß Du sagtest: Die Sache ist verwickelt, wir müssen Grébois um Rath fragen, er wird uns sagen, was zu thun ist.«

»Das ist wahr, liebe Hortense, ich stelle es nicht in Abrede. Grébois ist mir schon mehrmals sehr nützlich gewesen; er ist im Gesetzbuch so gut bewandert wie ich in meiner Casse.«

»Dann solltest Du lieber sogleich sagen, daß Du ihn einladest, weil Du oft seines Rathes bedarfst, und verschone mich mit albernen Späßen, die höchstens für Coquelot und seine Frau passen!«

»Gut, wir wollen die Sache ruhen lassen. — Wo war ich denn? Richtig, jetzt kommt Bichonneau ...«

»Der Schmarotzer! er speist immer bei Anderen und ist immer nur darauf bedacht, sich in Häuser einzuschleichen, wo man ihn bewirthet.«

»Das weiß ich wohl; aber wenn er ausgezeichnet gespeist hat, so erzählt er es überall und nennt die kostbarsten Speisen, die er gegessen, die seltensten Weine, die

er getrunken. Das ist eine gute Eigenschaft; wir haben viele Leute, welche die ausgewähltesten Leckerbissen verschlingen und die edelsten Weine hinunterstürzen, ohne darauf zu achten. Es ist recht gut, am Tische Jemand zu haben, der die Vorzüge eines Gastmahls geltend macht, und Vichonneau unterläßt es nicht. Nöthigenfalls dient er zur Belebung des Gesprächs. — Wen haben wir denn noch? Fräulein Desmoulins mit ihrem Vater . . .«

»Die lange Person, die wie ein Spargel aufgeschossen ist! Zum Vergnügen deiner Gäste hast Du sie gewiß nicht eingeladen!«

»Fräulein Desmoulins ist freilich nicht hübsch, aber sie bekommt ein sehr ansehnliches Heiratsgut. Unter meinen Clienten sind zuweilen Heiratslustige . . . und durch eine Ehevermittlung bekommt man sofort Geschäfte. Ueberdies ist Herr Desmoulins, als vormaliger Offizier, im Besitze einiger Orden und er hat eine stattliche Figur, die sich in einer Gesellschaft sehr gut ausnimmt. — Ich glaube, das ist Alles. Doch nein, ich hätte einen der wichtigsten beinahe vergessen: Herrn Duvalloir. Er hat bereits bedeutende Capitalien bei mir angelegt. Er wird bei Tische neben Dir sitzen; ich empfehle Dir ihn, er braucht einen geschickten Verwalter seines Vermögens, denn er scheint nicht im Stande, es selbst zu verwalten.«

»Hältst Du ihn für zu dumm?«

»O nein, das nicht; aber man kann sehr geistreich sein, ohne in Geschäften bewandert zu sein. Ueberdies scheint Herr Duvalloir immer zerstreut zu sein und nicht auf den Gegenstand des Gesprächs zu achten. Ich weiß nicht, was er im Kopfe hat, aber sicherlich ist sein Geist

mit einem mir unbekannten Gegenstande ausschließlich beschäftigt.«

»Vielleicht Unglück in der Liebe.«

»Ich weiß es wirklich nicht, und mag ihn auch nicht fragen. — Was meinst Du, Hortense, soll ich mit Duvalloir oder mit Anderen von der Besitzung sprechen, die uns Oswald unlängst beschrieb? Wahrscheinlich werde ich mich bei Duvalloir darnach erkundigen, er muß sie kennen, da sie an seinen Park grenzt.«

»Du meinst die Klatschrosenwiese! Der Name gefällt mir sehr.«

»Ganz recht. Die Geschichte von dem verborgenen Schatz müßte natürlich nicht erwähnt werden.«

»Ich habe wirklich nicht mehr daran gedacht. Warum soll denn keine Rede davon sein?«

»Ich habe meine Gründe; ich bitte Dich daher, erwähne nichts davon.«

»Gut, ich werde darüber schweigen. Aber glaubst Du denn jetzt an den Schatz?«

»Das thut nichts zur Sache; wenn es sich um einen verborgenen Schatz handelt, so ist es immer höchst einfältig, mit allen Leuten davon zu sprechen. — Ah! Die Poststunde schlägt. Ich verlasse Dich, Hortense, vergiß nicht die Winke, die ich Dir gegeben. Für die Soirée habe ich alle unsere Bekannten und sogar Fremde eingeladen; man hat Abends nie zu viel Gesellschaft.«

Der Banquier hat sich in sein Bureau begeben. Seine Frau fängt an Toilette zu machen.

»Er glaubt recht schlau zu sein,« sagt sie zu sich. »Aber die Männer sind alle so. Er mag ein guter Geschäfts-